PT
2647
.I454
1897

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY

Google

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF VIRGINIA

FROM THE BOOKS OF
RICHARD HENRY WILSON
PROFESSOR OF ROMANIC LANGUAGES
1899-1940

Deutsche Seegeschichten III.

Johannes Wilda.

Seebraut.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1897.

Die Seebraut

und andere Novellen

von

Johannes Wilda.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1897.

F2514
BINDING
AUG 13

PT
2647
I454
1897
471148

Druck von H. Klöppel, Gernrode a. H.

Inhalts-Verzeichniß.

1. Die Seebraut . . . . Seite 1—31.
2. Auf der Borönner Platte „ 32—59.
3. Hans und Heia . . . „ 60—167.
4. Der gestrandete Holländer „ 168—208.
5. Ob er mich noch kennt? „ 209—221.

Die Seebraut.

Ich, ein Sohn des Binnenlandes, ſtehe auf Folker's Brücke. Der Wind durchweht luſtig meinen weißen Flanellanzug. Da liegt ſie vor mir, die herrliche Föhrde, blau, blau wie Ultramarin, wenn ſie auch ſenkrecht von oben angeſchaut in grünlichen Wellen um die Brückenpfähle gluckert.

Ich bin ein vollkommener Laie auf dem Waſſer; dafür empfinde ich auch jetzt um ſo vornrtheilsloſer, begeiſterter für das Großartige, was ſich meinen Blicken zeigt: Mächtige Panzer-Koloſſe, ſchwarze und graue, mit drohend hervorragenden Geſchützen; andere Schiffe mit hohen Maſten und Raaen, auf denen es von Matroſen wimmelt, die gar nicht ſchwindlig zu ſein ſcheinen; dazu Kriegsſchiffsboote, die ihre Ruder mit einer Regelmäßigkeit eintauchen, wie ich es auf der Pegnitz und dem Dutzendteich bei Nürn-

berg noch niemals gesehen habe. Flinke Dampferchen schießen hin und wieder, und dann ganz unförmliche schwarze Kerle, die, in finstere Dampfwolken gehüllt, wie die Teufel daherbrausen und plötzlich in ein so furchtbares Gehenl ausbrechen, daß mir die Ohren gellen. Ich weiß schon, es sind Torpedoboote, mit denen ich als Panzerschiff, weiß Gott, nichts zu thun haben möchte. — Ja, ja, das ist die deutsche Flotte, unsere Flotte! Das hätte man früher halt nimmer gedacht, daß wir Mittelfranken auch einmal so ein Wörtlein auf der See mitreden würden!

Aber am meisten gefällt mir doch das schlanke, weißgestrichene Fahrzeug mit dem Goldstreifen, das mir gegenüber an einer rothen Tonne liegt. Das muß gewiß des Kaisers Eigenthum sein! Es hat seine Segel entfaltet, die hin- und herschlagen. Himmelhohe Segel! Wie durchschimmernde Seide erscheinen sie, mit den zierlichsten Nähten und Säumen, die man sich denken kann! Ei ja, mit solchem Schiffchen in angenehmer Begleitung umherzufahren und sich die Welt zu besehen, das möchte ich auf der Stelle.

Dazu braucht man gar nicht mehr engliſcher Lord zu ſein; heute können wir das auch!

Das ſchmucke Schiff erweckt mein Intereſſe derartig, daß ich wirklich wiſſen muß, ob der Kaiſer es kommandirt. — Ich ſchaue mich um. — Richtig, da ſteht ja noch immer am Geländer der alte ſonnenverbrannte Herr, mit den Händen in den Taſchen des blauen Jacket-Anzugs, und mit derſelben Gelaſſenheit wie vor einer Viertelſtunde, und muſtert den Gegenſtand meiner Neugier eben ſo ſcharf als ich.

„Entſchuldigen Sie," ſage ich und trete, meinen Strohhut lüftend, auf ihn zu, „gehört das da dem Kaiſer?"

„Nein," ſagt er und nimmt ſein engliſches Pfeifchen höflich aus dem Mund, während ein Lächeln unter dem eisgrauen kurzen Schnurrbart ſpielt und die hellen blauen Augen zwinkern, „das da gehört mir!"

„Ah," ſage ich reſpektvoll, „geſtatten Sie, daß ich mich vorſtelle: mein Name iſt Maier, aus Nürnberg."

„Oberſt von Blachmann."

Eine tiefe Verbeugung meinerſeits. „Wäre es vielleicht erlaubt, Herr Oberſt, Ihr Schiff einmal in der Nähe —."

„Hm!" Der Oberſt betrachtet mich kritiſch von oben bis unten und fragt dann etwas abrupt: „Schreiben Sie ſich mit „ey"?

„O Gott, nein! mit „ai", Herr Oberſt!"

„So, ſo! Ich kannte einmal einen Lebkuchen-Fabrikanten, Ludwig Maier in oder bei Nürnberg ganz gut; alte, reiche Firma."

„Das iſt mein Vater!" rufe ich, erfreut über die plötzlich ſich zeigenden näheren Beziehungen.

„Aeußerſt angenehm, die Bekanntſchaft mit dem Sohne wieder erneuern zu können," ſagt der Oberſt und reicht mir die Hand. „Wenn die Kerls da die trocken gewordenen Segel feſt gemacht haben, ſchicken ſie mir ein Boot und dann lade ich Sie zu einem Glaſe Sherry an Bord der „Seebraut" ein.

Nach fünf Minuten holt uns ein zierlicher Nachen hinüber.

Wir ſteigen über eine mit blitzblankem Meſſing beſchlagene Treppe auf das Schiff hinauf. Das Ver-

deck, das aus ganz feinen, ſchmalen Planken beſteht, ſchwimmt im Waſſer. Blaublouſige Matroſen mit aufgeſtreiften Aermeln und Hoſenbeinen liegen auf den Knieen und ſcheuern die Planken mit Beſen, Sand und Steinen, was mir ſehr unnöthig erſcheint, denn woher ſoll hierhin Staub und Schmutz kommen? Andere machen ſich mit den Tauen zu thun oder reiben den ohnehin ſchon glänzenden gelben Maſt noch glänzender ein.

„Nehmen Sie ſich in acht!“ ruft der Oberſt. Aber die Warnung kam zu ſpät, denn das Seewaſſer, das einer der Matroſen mit einem virtuoſenhaften Schwunge aus einem Eimer über das Verdeck hatte fliegen laſſen, ſchießt ſchon daher und ſpült, meine weißen Beinkleider beſpritzend, hoch über meine braunen Promenadenſchuhe.

Der Oberſt lacht. „Tröſten Sie ſich, es giebt keine Flecke! Beim Deckwaſchen iſt allerdings ein Koſtüm wie das Ihrige nicht praktiſch.“

Natürlich lächelte ich auch, kann aber doch nicht umhin, dem ungeſchickten Seemann, der ſo thut, als ob die ganze Sache ihn nichts angeht, einen zornigen

Seitenblick zuzuwerfen, denn in allem, was die Beeinträchtigung meiner Toilette betrifft, bin ich nun einmal sterblich.

Des Obersten Avertissements kommen überhaupt immer zu spät. Als wir zu den unteren Schiffsräumen vordringen und er wieder ruft „Nehmen Sie sich in acht!“ bin ich bereits derartig gegen die niedrige Treppen-Ueberdeckung mit dem Kopf gerannt, daß mir Hut und Kneifer herunterfallen. Man muß es doch erst lernen, sich im Schiffsleben zurecht zu finden, ehe man sich so recht darin wohl fühlen kann!

Unten ist es aber um so schöner! Diese Eleganz! Der Oberst muß ein sehr, sehr reicher Mann sein. Alles Holzgetäfel in dem kleinen, aber doch unvermuthet geräumigen Salon der „Seebraut“ ist in Weiß und Gold gehalten, dazu bekleidet von einem hellen, mit zarten Rosenknospen geblümten Cretonne; ebenso licht und geschmackvoll sind Teppich und Möbel. Unter dem Fußboden der Schlafkabine befindet sich eine prächtige marmorne Bade-Einrichtung; eine mit dickem Krystallglas bekleidete Thür führt in eine Damenkajüte. Bei Erwähnung der Damen-

kajüte ſteigen liebliche Bilder in mir auf, in denen eine bezaubernde junge Frau und eine herrliche Hochzeitsreiſe auf dieſem Prachtſchiff eine beſondere Rolle ſpielen, und wie wir bei dem trefflichen, goldglänzenden Old Sherry ſitzen, kann ich es nicht unterlaſſen, verſtohlen in das Kryſtall der mir gegenüber liegenden Thür zu blicken. Bin ich nicht ein ſo hübſcher Kerl mit einem ſo flotten Schnurrbart, wie ein hübſches Mädchen ſich ihn nur wünſchen darf? Giebt es in ganz Nürnberg und Fürth noch einen jungen Mann, der eine ſo feſche Figur macht wie L. Maier jun. in ſeinem weißen Flanell-Anzuge mit der hochmodern grünen Cravatte à la Prinz von Wales? — Donnerwetter noch'n mal, nein! — Vielleicht beſitzt der Oberſt eine Tochter, vielleicht eine entzückende Tochter, vielleicht — —.

Da — ein leichtes Geräuſch — und die Kryſtall-Thür öffnet ſich — —.

„Meine Tochter," ſagt der Oberſt einfach.

Ich lege mich beinahe auf den Rücken vor Ueberraſchung. „Schickſal, Du winkſt! Dieſe Kryſtall-Thür iſt Deine fallende Sternſchnuppe, Ludwig!" ruft eine Stimme in mir.

Man denke sich ein etwa achtzehnjähriges, nußbraunes Mädchen mit einem süßen Gesicht, dem eine rothe Matrosenmütze einen herausfordernd kecken Reiz verleiht, die schlanke Gestalt von einem kirschrothen Rock und einer duftigen rosa- und weißgestreiften Taillenblouse umschlossen, und man wird begreifen, wie freudig ich die Schicksalssprache der Thür begrüßte!

„Herr Maier aus Nürnberg — meine Tochter Eva," stellt der Oberst mit nachlässiger Handbewegung vor.

Verwirrt lächelnd mache ich meinen eindrucksvollsten Diener, während Fräulein von Blachmanns schöne Augen mich ebenso kühl mustern, wie zuerst die des Herrn Papas es thaten. Ob sie wohl auch annimmt, daß ich mich mit „ey" schreibe?

Doch unzweifelhaft hat sie Routine und Herz, denn gleich darauf macht sie ein kräftiges shakehands mit mir und heißt mich willkommen auf der „Seebraut", auf der der Papa nur sehr gute Freunde einzuführen pflege.

Ich schwimme in Wonne, lediglich beeinträchtigt

durch den nervös machenden Gedanken, daß meine Beule an der Stirn angeſchwollen ſei und daß ich nach dem Niederſetzen meinen Scheitel nicht mehr gebürſtet habe.

Fräulein Eva weilt, wie ſie mir erzählt, oft ganze Tage an Bord; ſie liebt auch unſere Fabrikations-Artikel und war perſönlich in der Sebaldus-Kirche und im „Bratwurſtglöckle“. Kurz ſie iſt wonnig!

Vater Blachmann ſpendirt eine Carte blanche; er ladet mich ein, wenn es mir Spaß mache, die morgen ſtattfindende Regatta des Kaiſerlichen Yacht-Klubs an Bord ſeiner Yacht mitzuſegeln. Und ob mir es Spaß macht!

„Ein Berliner Herr kommt übrigens auch noch mit,“ bemerkt der Oberſt.

Pfui, das iſt unangenehm! — Aber nur ein Berliner! Das kann mich ſchließlich nicht arg geniren.

„Ich ſegle nämlich nicht gern allein,“ fährt der alte Herr fort; „ſeit dem Feldzuge habe ich, wenn ich aufgeregt werde, mitunter Kongeſtionen nach dem

Kopf; mir wird's dann ſchwarz vor Augen und ich muß mich niederlegen, bis das rebelliſche Blut wieder ruhig geworden iſt."

„Oh!" rufe ich bedauernd.

„Sie begreifen alſo, daß ich einen thatkräftigen Mann an Bord brauche."

„Aber — der Berliner, Herr Oberſt — —."

„Sie haben kein Zutrauen zu den Berlinern, he?"

„Ehrlich geſtanden: nein! Und auf dem Meere gar! O je!"

Der Oberſt lacht hell auf.

„Da müßten Sie alſo ſchon der Thatkräftige ſein, Herr Maier!"

„Herr Oberſt, Sie wiſſen, ich habe auch keine Ahnung von der Geſchichte; allein geſetzt den Fall, daß Ihr Fräulein Tochter in Gefahr geriethe — — —"

„So ſtänden Sie Ihren Mann!"

„Ganz gewiß! So gut ich es vermöchte!" erwidere ich, beſcheiden erglühend, aber mit großer Heftigkeit, indem ich dem reizenden Mädchen tief in die Augen ſchaue.

Und das holde Kind erwidert meinen Blick, indem ſie ihre herrlichen Zähne zeigt. „Proſit, mein Herr Ritter, auf Ihr Wohl!“ ruft ſie.

Unſere Gläſer klirren zuſammen; ich leere meines bis auf die Nagelprobe und ſpäter Glas auf Glas, und nachdem ich mich in gehobenſter Stimmung verabſchiedet habe, laſſe ich mir noch einige Flaſchen Sekt auf mein einſames Hotel-Zimmer kommen, die ich ſtill begeiſtert auf das Wohl der reizenden Eva leere. — —

Verdammter Sekt! — Herrgott von Bensheim und mit dieſem Rieſenkater ſoll ich mich auf das wilde Meer hinauswagen! Und die zweite Beule — der Himmel weiß, wie ich dazu gelangt bin, — ſieht ja auch recht nett aus!

Aber was würde Eva ſagen, wenn ich nicht käme? — Es geht, es geht abſolut nicht anders! Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn es heiß iſt. Sei ein Mann, Ludwig, heute ſollſt Du Dir Deine Seebraut erringen! Ein Mädchen, das liebt, bebt auch vor dem leidenden Geliebten nicht zurück! Sei ein Mann!

Ich machte mich alſo, ohne einen Tropfen Kaffee genießen zu können, auf den Weg zum Hafen auf, mit einem großen Packet Lebkuchen unter dem Arm, wovon ich für unſere Kunden immer einen Vorrath in meinem Koffer führe.

Es iſt ein lieblicher Junimorgen, nur weht der Wind etwas ſtärker, als mir es lieb iſt. Freilich kühlt dies meinen hämmernden Kopf.

Ein herrlicher Anblick erwartet mich! Eine ganze Flotille von Yachten, mit ihren hohen Segeln rieſigen Schwänen gleichend, bedeckt den Hafen. Viele ſegeln ſchon hin und her, als ob ſie die Zeit nicht erwarten können. Bereits iſt ein ſeemänniſcher Geiſt über mich gekommen. Der Bootsführer, der mich zur „Seebraut" überſetzt, merkt dies und meint, ich hätte den Aequator wohl ſchon oft paſſirt. Ich freue mich über den einfachen Mann und zahle ihm einen Thaler.

Auf der „Seebraut" empfängt mich ein Durcheinander, das mir ordentlich auf die Nerven fällt. Die Matroſen, in rothen Kappen, laufen hin und wider und werfen lärmend mit den Tauen, dazu

donnern die gelöſten Segelmaſſen ganz betäubend durch die Lüfte, und der Oberſt, der kaum Zeit findet mir die Hand zu reichen, donnert nicht viel geringer. Geſtern war er gemüthlicher; ich ſehe ſchon, die Kongeſtionen kommen.

Eva dagegen empfängt mich himmliſch! Die Arme hinter dem Rücken gekreuzt ſteht ſie da und lacht über das ganze Geſicht. Dann ſchütteln wir uns ſo kräftig die Hände, daß ich zu einem ſalon=gemäßen Handkuß überhaupt nicht gelangen kann.

„Mein Gott, Herr Maier, Sie bringen die Seekrankheit wohl ſchon im voraus mit!“ ruft ſie.

Ich werde blutroth und ſtottere etwas von einem Migräne=Anfall.

„Ein Seefahrer — Migräne! Eine ſchöne Geſchichte das!“ meint ſie und ſchaut mir mit ſeit=wärts gelegtem Köpfchen inquirirend in meine thränen=den Augen.

Sie ſieht entzückend aus; obſchon mein Appetit ſonſt gleich Null iſt, möchte ich am liebſten in ihre roſigen Wängelein hinein beißen! Sie iſt ganz in Blau gekleidet, dazu die rothe Kappe, die zwei

blitzenden braunen Sterne! — — — Himmelherrgott, dieser infame Katzenjammer! Mein volles glühendes Herz wollte ich in meine Augen legen, aber bei solcher Verschleierung geht natürlich der schönste Effekt verloren!

„Sie müssen gleich einen Cognac zu sich — — —“

„Um Himmelswillen, Cognac, gnädiges Fräulein!!“

„Na, natürlich! Oder sind Sie Temperenzler?“

„Temperenzler? — Nein — ja — ja ja, ich bin so ein bischen Temperenzler.“

„Ehrlich gestanden, davon habe ich gestern beim Sekt eigentlich nichts gemerkt!“

„Sekt? Ih freilich! Mit Sekt mache ich gelegentlich eine Ausnahme.“

„Tant mieux, Ihnen soll geholfen werden!“

Und nun ruft das geradezu schrecklich liebenswürdige Mädchen einem kleinen Matrosen zu:

„Wilhelm, hole dem Herrn eine Carte blanche!“

Mir dreht sich beinahe der Magen um bei ihrem Befehl. Alles in der Welt sonst, nur keinen Sekt in diesem Augenblick!! Dann giebt es ein Unglück!

Ich ſuche mich unter den verſchiedenſten Vorwänden dem aufgezwungenen Mittel zu entziehen. Es hilft nichts! Der vermaledeite Göttertrank kommt, er wird geöffnet, und Eva, die behauptet, daß ein Patient ſeinem Arzt nicht im mindeſten widerſprechen dürfe, läßt mich vier Gläſer hinter einander leeren. Wahrſcheinlich habe ich es nur dem flehenden Ausdruck meines Blickes zu verdanken, daß mir der Reſt des Flacons wenigſtens erſpart bleibt.

„So, nun wird Ihnen bald wohler werden," ſagt ſie, und auf meine Cravatte deutend: „Heute hätte ich lieber kein Grün gewählt, wiſſen Sie!"

„Zu dem weißen Anzug ſteht es doch am beſten, gnädiges Fräulein."

„Aber nicht zu Ihrem heutigen Teint! — Nun kommen Sie jetzt; ich werde Sie mit unſerm andern Gaſte bekannt machen!"

Mir iſt ganz wirbelig im Kopfe, und im Magen.

O, Du mein Herrgöttchen — ich glaube, ich wünſchte in dieſem Momente die Angebetete dorthin, wo der Pfeffer wächſt. Sie aber, meine Unſicherheit bemerkend, ſchiebt treuherzig ihren Arm durch meinen

und geleitet mich durch die Schaar der lebensgefährlich mit den Tauen herumwüthenden Matrosen in die sichere Kajüte hinunter; dabei nimmt sie mir den Lebkuchen ab, den ich noch immer mechanisch unter der Achselhöhle eingeklemmt halte.

„Ein kleines Präsent für Sie, gnädiges Fräulein."

„Ah, wohl eigenes Fabrikat? Danke schön, den esse ich für mein Leben gern!"

Für ihr Leben gern! Für ihr ganzes Leben! Wie süß das klang! Selbst in diesem Moment empfand ich deutlich ein Wonne-Rieseln. Ja, Angebetete, bis an das Grab sollst Du an meiner Seite in einem wahrhaft fürstlichen Ueberfluß von Lebkuchen schwelgen! —

In der Kajüte sitzt ein unscheinbarer Herr mit dunklem Vollbart und verzehrt seelenruhig ein aus Kaffee, Eiern, Käse, Bücklingen, Sardinen u. s. w. bestehendes Frühstück.

Eva stellt vor:

„Herr Maier aus Nürnberg, fabrizirt diesen wunderbaren Lebkuchen (sie hält das blaue Packet hoch, bis an den Kajütenbalken). — Herr . . . ."

Sapperment, heißt der Menſch eben ſo wie ich!! — — Aber ein Berliner, noch dazu ein ſo verdächtig brünetter, kann ſich nur mit „ey“ ſchreiben! Der Mann wird mir nicht gefährlich werden!

Eva ſcheint meine Gedanken zu errathen, denn ſchalkhaft bemerkt ſie zu meiner größten Genugthuung in der That: „Aber bloß mit „ey“, ein ganz landesüblicher Herr Meyer!“

Auch Herr Meyer lacht, — ſo ein trockenes hinterhaltiges Lachen, wie ich es auf den Tod nicht leiden mag, ein richtiges Berliner Lachen!

Wir ſetzen uns; ich ſoll mit frühſtücken und weigere mich natürlich raſend. Da öffnet die Unſelige mein Packet, bricht einen der ſüßen, runden Kuchen durch, knabbert in die eine Hälfte hinein und reicht mir die andere.

„Bitte, Herr Maier, das paßt beſſer zum Sekt!“

Iſt das nun Liebe oder Bosheit?

Aber die Nixenaugen ſchauen ſo treuherzig und ſpiegelklar zu mir hinüber, daß ich es nur für das erſtere halten darf.

Mir fehlt die Kraft zur Weigerung und mit

mattem Schein der Dankbarkeit nehme ich das süße Gift, das für mich jetzt schlimmer ist als Eier, Bücklinge, Käse und Sardinen zusammengenommen, aus ihrer kleinen Hand entgegen. Ich weiß nicht, ob der spartanische Jüngling, der sich lächelnd von einem sekret bei sich getragenen Fuchs zerbeißen ließ, einen größeren Heroismus in der Unterdrückung seiner Qualen entfaltete, als ich im Laufe der nächsten Viertelstunde.

Endlich kam eine gewisse Erlösung in die Situation.

„Es geht los!“ brüllte der Oberst herunter mit einer Stimme, als ob er einen Orkan zu überschreien habe.

Eins, zwei, drei, sind meine Gefährten oben, während ich mit einem schmerzlichen Blick auf die Krystallthür folge. Ich hätte doch nicht gedacht, daß es mir nach dem gestrigen Orakel noch so sauer fallen würde, mir mein „Seebräutlein“ zu erringen!

„Auf der Start-Yacht wird der Signalschuß gelöst!“ ruft Eva mir zu und deutet auf ein dicht neben uns liegendes Schiffchen, auf dem Matrosen

bunte Flaggen auf- und niederziehen. Da blitzt es auch auf, und bumm! kracht der Schuß. Mein Kopf aber dröhnt wie eine Keſſelpauke. Nach fünf Minuten dieſelbe Geſchichte, und nun merke ich erſt, daß wir vorwärts gleiten, wobei wir uns beängſtigend tief auf die Seite legen. Das geſammte fliegende Geſchwader fliegt jetzt in derſelben Richtung durch den Hafen; eine Menge von oben bis unten mit Fahnen und Menſchen bedeckter Dampfſchiffe folgen. X Muſikcorps ſchmettern gegeneinander an, x tauſend Kehlen brüllen hurrah, Dampfpfeifen heulen und tuten, kleine Boote — auch alle voll Leute — torkeln in dem plötzlich hochwogenden Waſſer umher, als ob ſie vor Begeiſterung trunken geworden wären. Ueber den rieſigen Yachtſegeln und aus den Rauchwolken der Dampfer ragen die noch höheren Maſtſpitzen der großen Kriegsſchiffe. Auch das Ufer brüllt; es iſt eine einzige ſchwarze Mauer, geſäumt von lauter auf- und niedertanzenden weißen Fleckchen: den wehenden Tüchern. Das iſt doch großartig! Ich vergeſſe mein Leiden faſt darüber und fühle mich wieder als Seemann, worauf ich den Strohhut in

den Nacken ſchiebe und breitbeinig die Balance zu halten ſuche.

„Sehen, ſehen Sie, Herr Maier, die ſchlanke, weiße Yacht da — das iſt die „Irene“, die dem Prinzen Heinrich gehört! Sie ſegelt aber nicht mit, ſie gleitet nur; ebenſo wie — — Da iſt er ja ſchon, begucken Sie nur! der „Meteor“! die größte einmaſtige Yacht der Welt. Der Kaiſer iſt an Bord!“

Gigantiſch wie Saul unter dem Volke jagt der ſchwarze Meteor vorüber, mit einem Segel ſo thurmartig wie unſere Fabrik-Eſſe. Alſo darum ſchreien ſie ſo! Der Kaiſer ſteht hinten und legt die Hand an die Mütze. Das gäbe ein ſehr hübſches Bild für einen Lebkuchen-Schachteldeckel!

Der Schaum fließt kniſternd an unſerm Schiffe entlang. Oberſt von Blachmann rennt mit hochrothem Kopf auf und ab, blinzelt jeden Augenblick in die Höhe und ruft jeden Augenblick dem ſogenannten „Maſter“, der uniformirt das Steuerrad dreht, ein kurzes, unverſtändliches Wort zu. Ich bin offenbar Luft für ihn. Deſto mehr bevorzugt mich meine Eva wieder. Natürlich muß ſie ſich ja

auch mit dem Berliner abgeben, aber jedesmal wenn der Papa in unſere Nähe kommt, zeigt ſie ihm, daß ſie mich vorzieht, indem ſie ganz ausſchließlich mit mir plaudert. Der unſcheinbare Menſch iſt, wie ich höre, ſeines Zeichens Civil-Ingenieur. Komiſcher Weiſe auch Sportliebhaber. Muß auf fremden Yachten fahren, da er ſich ſelbſt keine halten kann. Ja, lieber Freund, Ludwig Maier könnte ſich das leiſten, wenn er wollte! Der iſt nicht auf die Millionärstochter aus, der iſt ſelber ſeine Million Mark ſchwer!

Es iſt mir aber doch immer hundeübel zu Muthe. Eva empfiehlt mir, ich ſolle mich ein wenig in der Kajüte hinlegen, da die Sache für den nicht Eingeweihten jetzt ein bis zwei Stündchen einförmig werde. Gut, thun wir es! Mag ſie ſich etwas mit dem armen Teufel von Berliner langweilen!

O die Holdſelige! Sie geleitet mich ſelbſt hinunter und legt mir eine Rolle unter den Kopf.

Ich ergreife die kleine Samariterhand und flüſtere: „Fräulein Eva — trotz meiner Migraine — kann ich nicht umhin — Ihnen —“

Da entzieht ſie ſich mir ſanft, hebt geheimnißvoll die Augenbrauen, wie ein Juno, lächelt vielſagender als eine Primadonna und haucht, die Finger auf den Mund legend: „Warten Sie!“ Und huſch iſt ſie fort und die Thüre iſt zugeſchoben.

Alſo warten; nur warten! Gut, warten wir bis nachher, bis ich wieder Menſch, ganz wieder der ſchöne, ſieghafte Ludwig bin!

Mit einem Angſtſchrei erwache ich nach geraumer Zeit. Ich bemerke mich auf dem Fußboden und im Rollen nach irgend einer Backbord- oder Steuerbordſeite der See. Kaum iſt mir dies klar geworden, ſo befinde ich mich auch ſchon wieder in derſelben Manier auf dem Rückwege. Das iſt mir höchſt unangenehm, und bis auf weiter zu treffende Maßregeln klemme ich mich erſt einmal zwiſchen dem Kajüten-Divan und den Tiſchbeinen feſt. Leider iſt, wie ich an dem klebrigen Boden und an dem Geruch konſtatire, an dieſer Stelle gerade Himbeerlimonade verſchüttet worden; und dementſprechend ſieht mein weißes Flanelljackett aus, als ich mich endlich zu erheben vermag. Die „Seebraut“ ſcheint eine

Tarantella zu tanzen, und war mir vorhin nicht wohl, so bin ich jetzt einfach unzurechnungsfähig.

Unter unerhörten Anstrengungen arbeite ich mich nach oben, in die frische Luft. Wenigstens ist das meine Absicht; in Wahrheit aber arbeite ich mich in eine schauderhafte Welle hinein, die sich selbstverständlich zu ihrem Besuch gerade diesen Moment ausgesucht hat.

Hin- und hertaumelnd stehe ich da, ein Bild des Jammers. Um mich herum sieht es deprimirend aus. Brausend wegen unzählige dunkele, mit weißen Schaumflocken bedeckte Hügel auf und nieder. Rückwärts steigt und sinkt das Hintertheil unseres Schiffes, und jedesmal, wenn letzteres der Fall ist, sehe ich dahinter eine hochaufschwellende glasgrüne, schneegesäumte Mauer, und jedesmal in ersterem Falle entdecke ich auf der Seite liegende, hinter uns her jagende Yachten, sowie einen kleinen Dampfer, dem das Wellen-Ueberklettern nicht leicht wird.

Der Oberst schreit noch immer, hat aber absolut keine Stimme mehr und scheint einem Schlaganfalle näher zu sein, als je zuvor. Auf einem Bank-Rand

ſitzt Eva, hellen Auges in die Ferne ſpähend, dicht hinter ihr der Berliner. Wunderbar ſtill, wie auf einem Kanapee am Lande ſitzen Beide da, unausgeſetzt unſer Segel und die anderen Segel neben uns betrachtend.

Aber Eva hat doch wieder Intereſſe für mich. Ihr ſilbernes Lachen durchdringt das Rauſchen von Wind und Wellen. „Sie Aermſter, wie ſehen Sie denn aus!“ ruft ſie. „Kommen Sie —, die „Seebraut“ iſt beinahe an der Spitze, — ſetzen Sie ſich hier vor uns nieder! Unten iſt Ihre Migraine wohl noch ſchlimmer geworden?“ „Aber erſt ziehen Sie ſich einen trockenen Rock an!“ fügt Herr Meyer hinzu, indem er Mitleid mit mir heuchelt. Er holt mir ein dunkles Jackett und zieht es mir an. Ich muß dies jetzt dulden! Aber ich mich bemitleiden laſſen? Ich werde ihm ſchon nachher am Lande zeigen, daß ich mich von *keinem* Menſchen bemitleiden zu laſſen brauche, am wenigſten von einem Preußen!

Nun laſſe ich mich auf dem mir von Eva gezeigten Platz nieder; aber ich muß ihr den Rücken zudrehen, denn ich kann die Ausſicht nach hinten nicht

vertragen und fühle selbst, daß meine Miene in dieser Stunde nicht geeignet ist, die Phantasie eines jungen Mädchens zu erhitzen. So sitze ich da und stiere in's Graugrüne; der Wind heult, das Schiff schwankt sinnlos, fortwährend muß ich mit der einen Hand meinen Strohhut festhalten und mit der andern mir einen Stützpunkt suchen.

Die unselige Fahrt! o wäre doch erst alles zu Ende!

Und richtig! Es mußte ja so kommen: Die Katastrophe tritt ein. Mit dem Obersten nämlich. Wir kommen nicht mehr so schnell vorwärts und eine Yacht, es ist die „Atalanta“ aus Hamburg, unser gefährlichster Konkurrent, wie ich höre, steht fast auf dem Punkt an uns vorbei zu segeln. Der Oberst sieht wie ein im Ersticken begriffener Truthahn aus. Er läßt eine unsinnige Menge wie Ballons wehende Leinwand vorn aufhängen und die „Seebraut“ wühlt sich dabei immer tiefer in den Schamm hinein, aber — die „Atalanta“ rückt näher und näher.

Da springt plötzlich der Berliner auf, und pflanzt sich ganz frech vor dem Obersten auf.

„Das geht nicht so weiter, Herr Oberst! Sonst

zieht uns die „Atalanta“ den Pokal aus der Naſe!“ ſagt er. „Was!“ würgt der Oberſt, „den Pokal aus der Naſe! Himmelherrgottstauſendſakredonnerwetternoch'nmal!“

„Allerdings! Die vielen Vorſegel nützen keine Spur!“

„Gelbſchnabel! Wannſee-Kahnſchiffer, Sie! Können Sie es beſſer machen?!“

„Ich glaube ja! Sie ſind krank geworden, ich ſehe es Ihnen an. Das iſt ein Unglücksfall, für den Sie keine Schuld trifft! Ueberlaſſen Sie mir die Situation und ich rette den Pokal noch!“

Und damit iſt der freche Patron unter Deck, um in drei Minuten wieder aufzutauchen — in Uniform! Ein Berliner, ein Meyer mit „ey“ in Uniform wie ein Schiffs-Kommandeur!

„Ich übernehme alſo das Kommando, Herr Oberſt!“ Der Oberſt wirft einen verzweifelten Blick auf die jetzt beinahe parallel mit uns daherlaufende „Atalanta“, bedeckt ſein Hummergeſicht mit den Händen und ſinkt ſtöhnend auf eine Bank.

„Und wenn ich den Pokal rette, Herr Oberſt, was paſſirt dann . . .?“

„Nichts paſſirt — Sie — Sie . .!“ Kahnſchiffer will der Oberſt wohl keuchen, aber die Stimme ſchnappt ab und wie ein gebrochener Mann, der nichts mehr von der Welt hören und ſehen mag, ſchleppt ſich der alte Seeheld unter Deck.

Wie im Traume habe ich die Scene verfolgt. Was Eva dabei für ein Geſicht macht, weiß ich nicht. Ich merke nur, daß ſie regungslos daſitzt.

Der Berliner iſt gar nicht wieder zu erkennen! Seine Stimme klingt hell und ſcharf wie Stahl; die Matroſen rennen jetzt noch ganz anders. Vier von ihnen klettern unter der größten Gefahr zu ertrinken vorn auf den ſogenannten Klüverbaum, den ich Bugſpriet nenne, hinaus. Der Berliner läßt das äußerſte Segel einziehen. Wie der Kerl dabei kühngebieteriſch und doch eiſig-ruhig vorn auf der Spitze kommandirt, ſieht er wahrhaftig impoſant aus. Das wurmt mich ſcheußlich, ganz unſagbar wurmt mich das!

„Wie kommt Herr Meyer denn zu ſo etwas und zu der Uniform?“ ſtoße ich heraus, indem ich zum erſten Male es wage, mich wieder nach Eva umzuſchauen.

„Nun, er iſt doch Reſerveoffizier der Marine und Mitglied des Kaiſerlichen Yachtclubs," ſagt ſie.

„Was der — der — Berliner?!"

„Freilich! Ein ganz bekannter Segler! Papa hat ihn nur in ſeinem Aerger Gelbſchnabel und Kahnſchiffer genannt!"

Ich beiße auf meinen Schnurrbart, faſt vergeſſe ich mein phyſiſches Elend vor lauter Grimm.

Die anderen Yachten ſind jetzt in einer Linie mit uns, die „Atalanta" aber pflügt ſchon voraus.

„Jetzt kommt der entſcheidende Moment! Sehen Sie dort!" ruft Eva in höchſter Aufregung.

Ich ſehe eine ſogenannte „Boje", die ich ein Faß nennen würde, mit einer Fahne darauf, im Waſſer ſchwimmen, auch bemerke ich nahes Land. Augenſcheinlich wollen alle Yachten hier herum. Ein ganz großer geſchmückter Dampfer, der gewiß das Feſtkomité trägt und der vorhin weiter fort war, iſt jetzt nahe hinter uns. Mit einem Male, ich weiß ſelber nicht wie, ſind wir auf der inneren Seite der „Atalanta", erſt ein wenig, dann immer immer mehr bleibt ſie zurück, — wir jagen in Courir-

zugs-Geſchwindigkeit haarſcharf und doch ohne zu berühren mit einem Ruck um die ſogenannte Boje herum, und — die „Seebraut“ überholt die ganze Flottille!

Die Augen des Berliners ſchießen eigenthümlich leuchtende Blicke; ſonſt bleibt er gemeſſen wie immer.

Eva aber geräth ſchier aus dem Häuschen. Sie beſchäftigt ſich fortwährend mit mir. Sie lacht mich an! Sie bedauert mich. Ja ſie ſtreichelt einmal ſogar mit ihrem weichen Patſchhändchen über meine halberſtarrten Finger.

Mir wird wieder ganz heiß. Und nun ſind wir auch wieder im Hafen; das Waſſer toſt nicht mehr, die „Seebraut“ ſauſt pfeilgeſchwind, doch ohne Tarantella zu tanzen, dahin. Weit rückwärts folgt als zweites Schiff die „Atalanta“. „Heiliger Bim-bam, das Mädchen iſt doch verliebt in mich!“

Ich eſſe, trinke, — werde ein ganz anderer Menſch, werde wieder ich, und feurig faſſe ich abermals nach ihrer Hand! Jetzt in dieſer Minute ſoll — muß es ſich entſcheiden! „Eva,“ ſtammele ich, „ich habe getreulich gewartet! ſtundenlang gewartet, nun aber

ſprengt es mir das Herz, nun kann ich nicht anders — — —“

„Als noch etwas zu warten!“ ergänzt ſie, zeigt ihre prachtvollen Elfenbeinzähne und weg iſt ſie wieder — diesmal nach unten.

Wir befinden uns nahe der Stadt, ſchon dicht bei der Start-Yacht. Der Oberſt iſt an Deck gekommen, Eva auch. Ihre Märchenaugen leuchten mich an. In meinem Glücksgefühle klopfe ich dem Namensvetter mit „ey“ auf die Schulter und gebe ihm zu, daß er ſeine Sache ziemlich famos gemacht hat. Er lächelt nur ſonderbar.

Jetzt klopft mich der Oberſt auf die Schulter, aber ſo, daß ich in die Kniee einknicke und brüllt: „Den Pokal hätten wir!“

„Allerdings Herr Oberſt, ich gratulire zur „Seebraut!“

Schmunzelnd ſieht der Oberſt mich und ſeine Tochter an, indem er erwidert: „Danke ſchön! Aber gratuliren Sie der anderen „Seebraut“ nur gleich mit!“

Kaum wage ich meinen Ohren zu trauen! „Der anderen? Wie, darf ich ſchon hoffen . . . .“

Ein jubelnder Aufſchrei unterbricht mich und — mir wird es ſchwarz vor Augen — mein mir vom Schickſal zugeſagtes Mädchen fliegt — — — in die Arme des Berliners — — —!

Das Weitere zu ſchildern, möge mir erlaſſen bleiben! Daß mir das blaue Meer mit allem Drum und Dran auf lange Zeit verleidet und jeder mit Spreewaſſer Getaufte mir doppelt widerwärtig ſein wird, wer will mir das verargen?

Auf der Borönner Halde.

Das wildzackige Kap erstreckt sich weit in den nächtigen Atlantic hinaus. Heulend rast der Winterstnrm über die riesige Oede, die gewaltig sich bäumenden Wogenberge übereinanderwerfend, daß die Schaumfetzen der zerrissenen Kämme weithin von einem gähnenden Thal zum andern jagen. Und im Aufruhr wie der weite Ozean unter ihm ist auch der grenzenlose der Lüfte; an dem schwarzen Firmament fliehen die schwärzeren Wolkenballen wie von Todesangst getrieben, — drängend verstecken sie sich hintereinander und lösen sich auf, hastig von immer neu nachkommenden Massen gefolgt.

An der Spitze des Kaps trotzt ernst ein hoher Leuchtthurm auf Klippen, jetzt übergossen von einem einzigen donnernden und zischenden Gischtteppich, der

ſich in hellſchimmerndem Kreiſe von der finſter überbrauſten Tiefe ringsum abzeichnet. Bis an die Glasſcheiben der Laterne, ja über die Kuppel hinweg wird das Waſſer durch den furchtbaren Anprall geſchleudert, aber unbeirrt ſtrahlt das Licht ſeinen ſanften Glanz hinaus in die Nacht; die gezähmte Naturkraft ſteht dem tapferen Menſchen bei in dem verzweifelten Kampfe, deſſen er ſich unterfängt gegen die ungebändigten Gewalten der Natur, ein Gigant an Geiſt, an phyſiſcher Stärke aber ein unſäglich winziges Geſchöpf. — —

Auf der eiſernen Galerie, die das Innere des Thurmes in der Höhe der Lampe umgiebt, lehnt ein Mann, die Stirn gegen die Scheibe gepreßt, und ſchaut an einer von Blendung freien Stelle unabläſſig in das Dunkel. Thräne auf Thräne rollt langſam über ſeine vor der Zeit gefurchten Wangen, und er läßt ſie fließen, fallen, denn er weiß es ſelbſt nicht, daß er weint. Zeit und Raum um ihn ſind verweht, ſeine Gedanken weilen fern von hier bei ſeiner heute vor vielen Jahren geſtorbenen Hoffnung, bei der großen Lebenstäuſchung, die jedem auf Erden

Wandeluden widerfährt, früher oder ſpäter, ſchonender oder grauſamer, allmählich oder in einzelnen ſchmetternden Schlägen. — — — —

Wenig ragt das Haus auf der grünen Wurt über das gelbgraue Wattenmeer. In dem Hauſe iſt eine warme, blanke Stube, und in der Stube ſitzt der Sohn des Halligbauern, ein kräftiger junger Mann mit hellen blauen Augen und an ihn geſchmiegt auf ſeinem Schoß ein ſchönes, lebensfrohes Mädchen, ſeine Braut.

Seine letzte Seereiſe hat der Bräutigam wohlbehalten überſtanden, und nun ſoll die Hochzeit ſein. Darüber plaudern beide, und er kann gar nicht begreifen, wie erſt dies und das noch vorher zu thun ſei, und wie viel Zeit das erfordere. Was doch die Frauen alles für nöthig finden! Ihm ſcheint überhaupt nichts weiter erforderlich als der Prediger, der ſein Amen zu dem feſten Ja aus beider Munde ſprechen wird.

Hier liegt die Hallig, öſtlich im Bogen um ſie herum die Küſte, und dort nördlich hinter dem Deich das Gehöft, wo die Braut wohnt, die noch heute

in Begleitung ihres Verlobten von der Insel zu ihren Eltern zurück will.

Man hat lange, viel zu lange geredet, und die Kaffeestunde ist längst vorbei, als man endlich aufbricht. Das Boot setzt von der Hallig ab; der Horizont ist unsichtbar, denn es liegt Dezembernebel in der Luft.

Der alte Vater des Bräutigams rudert mit dem ebenso bejahrten Knecht, um sich warm zu machen. Der Sohn steuert mit der Linken, seine rechte Hand hält die Hände seiner Braut, die, sorglich von der Mutter in ein dickes Tuch gehüllt, ihm zugewendet auf der hintersten Bank Platz genommen hat. Rasch schneidet das Fahrzeug quer durch den Gezeitenstrom.

Das Trübe in der Atmosphäre lagert sich, allgemach dichter werdend, über die Fläche; nach einer halben Stunde sehen sie kein Land mehr, nichts als Wasser, bis wo sich in kurzem Umkreise die graue Wölbung undurchdringlich niedersenkt.

„Soll ich auch ans Steuer?“ fragt der Alte, „Du weißt hier vielleicht nicht mehr so Bescheid, Heinrich?“

Dieſer wehrt ab. „Ich habe die Richtung genau im Kopf, Vater, ich kann mich ja gar nicht irren.“

„Halte aber mehr nach Land zu, es läuft noch Ebbe, damit wir nicht zu weit nach Weſt an den Deich kommen.“

„Ich paſſe ſchon auf, Vater.“

Das Mädchen trällert ein Liedchen vor ſich hin. Darauf hat ſie vieles über die Ausſteuer mitzutheilen, und er hat vieles auf ihre Fragen zu antworten, und dann ſpricht ſie von Wind und Wetter trotz eines alten Seefahrers; nur begreift ſie nicht, wie die Männer ſo ſicher durch den Nebel ihr Ziel finden können.

„Das lernt man alles, Luiſe,“ ſagt der Bräutigam lachend, „weit verfehle ich den direkten Weg auch jetzt nicht, ſchlimmſtenfalls müſſen wir nachher noch ein Stück auf dem Deich gehen.“

Und das Boot gleitet auf der leicht wallenden See dahin, die gerade hier, zwiſchen Hallig und Feſtland, ein ausnahmsweiſe breites, tiefes Fahrwaſſer gewährt; der kaltfeuchte Schleier legt ſich dicht, ganz dicht über das kleine Fahrzeug, man ſieht kaum, wie die Blätter der Riemen eintauchen.

Das Mädchen blickt ſcheu hinaus. „Wer jetzt über Bord fällt, iſt verloren,“ meint ſie; „ich habe es einmal erlebt, wie wir fortwährend den herzzerreißenden Hülferuf eines armen Menſchen aus dem Waſſer hörten, bald näher, bald ferner, und wir konnten ihn nicht finden und fuhren immer wieder an ihm vorüber, und zuletzt war alles ganz ſtill, und am nächſten Tage trieb die Leiche bei uns an.“

„Das Ertrinken iſt nicht ſo ſchmerzlich, mein Kind, das iſt beſſer als jeder andere Tod. Zuerſt glaubt man feſt an Rettung, und wenn die Angſt ſich einſtellt, ſinkt man raſch unter und ſieht nur ein grünlich-ſchwarzes Wallen vor den Augen, und dann verliert man die Beſinnung und man weiß von nichts mehr.“

„Ach nein, Heinrich, es muß ſchrecklich ſein; darin denke ich gar nicht wie eine Seemannstochter und eine Seemannsbraut. Wenn man ſo verzweifelt gegen das Sinken in die kalte Tiefe ſich wehrt, wenn die Arme erlahmen und jede Welle ſalzig in den Mund ſchlägt und dann der lange peinvolle Erſtickungskampf

eintritt — nein, lieber auf jede andere Weiſe die Erde verlaſſen!“

„Sind das Hochzeitsgeſpräche, Luiſe? Wir wollen uns doch lieber luſtige Sachen erzählen.“

„Dann mußt Du erſt anfangen.“

„Ich? gut, und dann kommſt Du wieder.“ Und nun erzählen ſich die beiden allerlei Geſchichten und vergeſſen den Nebel und alle häßlichen Vorſtellungen, die er erweckt hatte.

„Heinrich,“ unterbricht ſie der Alte, in ſeiner Arbeit innehaltend, „nachgerade ſollten wir doch ſchon da ſein. Mir deucht die Fahrt eigenthümlich lange. Du wirſt doch keinen falſchen Kurs gehalten haben?“

„I bewahre, Vater, das Ruder hat immer backbord gelegen, ich habe die Pinne nicht aus der Hand gelaſſen.“

Der Alte mißt mit dem Riemen und findet Grund, unmittelbar darauf ſtößt auch der Bug gegen eine Schlickkante, ſodaß Heinrich, der ſpähend aufgeſtanden iſt, infolge des Rucks heftig vorſtolpert. Wegen der hohlen Ebbe und der dicken Luft, die nur die nächſte Umgebung der Landungsſtelle erkennen läßt, entzieht ſich der Deich den Blicken vollſtändig.

„Siehſt Du, Vater, ich wußte es ja, daß alles in Ordnung ſei. Da bellt auch ſchon der Hund vom Hofe her.“

„So? Dann iſt's gut, ich glaube, Ihr werdet aber doch noch zu laufen haben. Adjö, Kinder! Sag' den Eltern, wir wären geſund, Luiſe, und morgen Nachmittag warte ich alſo wieder mit dem Boot auf Dich, Heinrich.“

„Jawohl, Vater. Komm, Mädchen!“

Er faßt ſeine Braut um den Gürtel und hebt ſie mit keckem Schwung auf das Watt. Dem Alten ſcheint noch immer etwas nicht zu behagen.

„Da ſind ja Fußſpuren!“ ruft das Mädchen.

„Wirklich,“ beſtätigt Heinrich, „dann ſind wir auch genau an der rechten Stelle gelandet; ſie führen auf den Deich zu.“

Der Alte überzeugt ſich davon, es war richtig.

Luiſe, die ihr Kleid aufgerafft hat, hängt ſich an Heinrichs Arm. „Adjö! Adjö! Viele Grüße an Mutter, und ich käm' bald wieder,“ ruft ſie, im Weggehen noch ein paar mal mit fröhlichem Nicken ſich halb umdrehend.

Der gleichmäßige Taktſchlag der in den Dollen knarrenden Riemen verhallt im Nebel.

Raſch ſchreitet das junge Paar über den feuchten Sand dahin den friſchen Fußſpuren nach.

Einige hundert Schritte haben ſie zurückgelegt, da — ſtocken beide mit einem mal. — Sind ſie denn im Kreiſe gegangen?

„Das iſt ja Waſſer, Heinrich?“

„Ja, das iſt Waſſer,“ erwidert er betreten.

„Was hat das zu bedeuten, Heinrich?“ fragt ſie ängſtlich, „die Fußſpuren führen doch hierher?“

„Da kehren ſie aber auch wieder um, ſieh nur, nach rechts. Ich weiß ſchon, wir ſind doch zu weit links gekommen und an der Huk gelandet von der das ſchmale Watt des Außenkoogs ziemlich weit in die See ausläuft. Ich glaubte wirklich vorhin den Hund zu hören; das muß freilich ein Irrthum geweſen ſein. Alſo, nach rechts! — Lach' doch, Kind, Du machſt ja ein wahres Todtengräber-Geſicht! An dem kleinen Malheur iſt unſere Plauderei ſchuld geweſen, da habe ich doch nicht ſo gut aufgepaßt.“

„Ich weiß gar nicht, Heinrich, mir wird plötz-

lich so furchtbar bange, wollen wir nicht lieber das Boot zurückrufen?“

Heinrich ruft, um sie zu beruhigen, die hohlen Hände an den Mund haltend, kräftig: „Boot ahoi! Boot ahoi!“ Es antwortet aber nichts. Die beiden Alten hören nicht mehr gut.

„Laß nur, Mädchen, es ist ja auch einerlei, und nun vorwärts!“

Hurtig, auf etwaige, das Watt durchschneidende Priele achtgebend, eilt er voran; sie folgt ihm, die Hand aufs Herz gepreßt. Er wendet sich wiederholt nach ihr um und macht Scherze über ihr Abenteuer, obgleich ihm innerlich ganz anders zu Muthe ist.

Halt! Gott im Himmel, wie ist das möglich! Beinahe wäre er wieder ins Wasser gelaufen. — Da ist eine Reihe von Fußtritten durcheinander, hier müssen Leute in ein Boot gestiegen sein!

„Heinrich,“ ruft das Mädchen entsetzt aus, „warum kommen wir schon wieder ans Wasser, wenn wir auf der Huk sind?“

„Warum? Ei nun, wir sind quer über das Watt weggegangen, statt in der Längsrichtung. Die

Leute, die hier kurz vor uns geweſen ſind, haben ſich in der Landungsſtelle geirrt, wie wir, und hier iſt der Ausgeſtiegene wieder in ſein Boot gegangen, weil er jedenfalls keine Luſt hatte, die weite Deichſtrecke zu marſchieren. Wir müſſen uns einfach links halten, um endlich von dieſem verdammten Watt herunter zu finden."

Seine Ruhe beſchwichtigt ſie ein wenig, und ſie folgt ihm wieder wie vorhin; dieſes Mal gilt es, ſich ohne Fußſtapfen im Nebel zu orientiren.

Mehrere Minuten haben ſie die neue Richtung verfolgt, es iſt ihm ſiedendheiß geworden; gerade trocknet er die Schweißtropfen von der Stirn, da prallt er abermals zurück, und Lähmung befällt ſeine Glieder; ein gräßlicher, nicht auszudenkender Gedanke durchzuckt ihn und läßt ihn bis ins Innerſte erbeben.

Mit dem Ausruf: „Jeſus Chriſtus, wieder Waſſer!" ſtürzt das Mädchen in die Kniee. „Heinrich, lieber, guter Heinrich, wo ſind wir?"

„Ich weiß nicht," ſagt er heiſer. „Rufe, Luiſe, Du haſt eine helle Stimme, der Nebel trägt; dann bleibe hier auf der Stelle, ich komme zurück."

Sie hält ihn nicht und fragt nicht; ihr ahnt ſchon, was er feſtſtellen will; ſie erhebt ſich, um zu ſchreien, und in Pauſen tönt der ſchrille Nothruf aus ihrem Munde; dazwiſchen hört ſie ſtoßweiſe ſein Ahoi.

Er läuft immer an der Waſſerkante entlang, entgegengeſetzt der Richtung, aus der ſie eben kamen. Da iſt eine Stelle, wo ſie ans Waſſer getreten waren. — Es würgt in ſeiner Kehle, bis er den Ruf heraus hat. — Nun mit hämmerndem Herzen und fliegendem Athem weiter! Es dauert ziemlich lange da — ein Funkenregen tanzt vor ſeinen Augen — da entdeckt er die Stelle, an der ſie ans Land ſtiegen! — Weiter! Und — plötzlich wirft ſich der ſtarke Mann wie ein hilfloſes Kind nieder und krallt die Finger in den Sand: er iſt an dem Punkt, den die Suchenden zuletzt verließen, wo die Leute, die vor ihnen hier waren, ſich wieder in ihr Boot begaben! — Er hat Gewißheit; das war zum Wahnſinnig-werden! — Kraft, Kraft! Er darf dem ſchwachen Mädchen ſeine Schwäche nicht zeigen, von ſeiner Ausdauer und Geiſtesgegenwart hängt vielleicht noch

eine glückliche Wendung ab. Er erhebt ſich, richtet ſich tief aufathmend empor und reißt das Hemd an der Bruſt auf. Fuß für Fuß ſetzt er an der Waſſerkante den kurzen Reſt ſeines Weges langſam fort, und dieſer Weg endigt bei Luiſe! Er iſt rings um ſie herumgegangen, genau am Waſſer entlang, genau im Kreiſe, und der Kreis iſt nun geſchloſſen, ſie ſind — mitten in der See!

Das Mädchen ſieht ihn aus dem Nebel hervortauchen, und mit dem Aufkreiſchen: „Vater, Vater, zurück! zu Hülfe!“ bricht ſie beſinnunglos zuſammen; in dieſen Wechſel von hellſter Lebensfreude zu unmittelbarer Todesgefahr war ſie zu jäh hineingeſchleudert worden.

Er legt ihr Haupt in ſeinen Schooß und beugt ſich in wortloſer Verzweiflung über ſie; dann ſchlägt ſie die Augen wieder auf und blickt verſtört um ſich.

„Heinrich, wir ſind auf der Borönner Platte! Leugne es nicht, ich weiß es, das nützt ja nichts, ich weiß es gewiß!“

Er nickt ſtumm. Was hülfe hier noch eine Täuſchung? — Luiſe ſpringt auf, auch ſie will ſich nicht zaghaft beweiſen.

„Meinſt Du, daß man von der Hallig aus uns ſehen kann, wenn der Nebel aufhört?“

Er ſchüttelt den Kopf.

„Vom Hofe aus?“

„Ja, wenn es noch Tag bliebe. In der Dunkelheit können wir uns aber nicht bemerkbar machen; ſelbſt wenn ich Streichhölzer bei mir hätte, würden ſie zu ſchnell ausgeblaſen, um nützen zu können. Eher mag unſer Rufen gehört werden, ſolange der Wind nicht aufkommt und die See ſtill bleibt. Ich baue aber darauf, daß der Vater umkehrt. Ein paar Stunden können wir uns immerhin mit Grund unter den Füßen halten.“

Dem Mädchen ſchaudert's. „Wie hoch ſteigt das Waſſer über die Platte, Heinrich?“

„Bei ganzer Fluth vielleicht ſieben bis acht Fuß.

„Und rund herum iſt es überall tief?“

„Ja, überall tief.“

„Großer Gott! Wie konnten wir nur ſo weit abirren! Und dieſe unglückſeligen Fußſtapfen, die auch den Vater ſicher gemacht haben! Wenn wir ihn doch gebeten hätten, nur einen Augenblick zu warten!“

„Wer hätte das vorher wiſſen können, Kind! Eine derartige Stromverſetzung konnte ihm gar nicht in den Sinn kommen; für ſo unverantwortlich nachläſſig, wie ich es geweſen bin, hätte mich ja auch kein Menſch gehalten, niemand!“

„Ach, was helfen die Vorwürfe, Heinrich! Ich bin ſo gut ſchuld an dem Unglück wie Du. — Unſere armen Eltern!“

Heinrich fühlt, wie ſich ein Flor über ſeine Augen legt. Er hat dem Tode ſchon manches Mal nahe genug ins Antlitz geſchaut, allein er hatte den Streit eben ſorglos wie ein Seemann und nur für ſeine Perſon ausgefochten; heute erſt, da er das vergebliche Niederkämpfen der Verzweiflung in den Augen ſeiner Braut lieſt, da ſein Arm ihren weichen lebenswarmen Körper umſchlingt, während er bereits die letzten Körner durch die Enge der Stundenuhr rinnen ſieht, heute erſt begreift er mit Grauen das Wort Todesfurcht.

„Wir müſſen ertrinken! Wir müſſen ertrinken!“ bricht ihre hoffnungsloſe Klage aus. „Und Du um meinethalben! O wenn Du Dich wenigſtens retten könnteſt, Heinrich!“

„Faſſe Dich, Luiſe! Noch iſt nicht alles verloren; man wird uns vermiſſen ſo oder ſo, man wird vielleicht auch von Euch aus nach uns ſuchen.“

„Ach, Heinrich, ich habe ja ſelbſt geſagt, daß ich vielleicht die Nacht fortbliebe, damit ſie nicht ängſtlich werden ſollten, wenn irgendetwas die Abfahrt von der Hallig verzögern könnte. Nein, ein ſolches Unglück iſt zu ſchrecklich!“

„Aber mein Vater, Luiſe! Verlaß Dich drauf, er muß unbedingt bald ſeinen falſchen Kurs merken und wird umkehren. Bis dahin müſſen und werden wir uns halten. Ich habe Kräfte, Kind, und beim Himmel, ich ſchwöre Dir, daß ich Dich retten werde, wenn das Boot nur zurückwendet; und es kommt, es kann gar nicht anders ſein!“

„Schwöre nicht, Geliebter, es kann nicht mehr rechtzeitig eintreffen, es hat Wind und See und Strom jetzt entgegen, ich weiß, daß Gott mich nicht retten will.“

„Er will es doch, Luiſe.“

„Nein, Du kannſt ja gut ſchwimmen; vielleicht

kommſt Du mit der Fluth hinüber. Verſuche es, Geliebter, und überlaſſe mich meinem Geſchick."

„Niemals, Luiſe! Wenn Du ſtirbſt, ſterbe ich auch; ich wäre ja nicht werth, daß mich fortan die Sonne beſchiene, wenn ich Dich im Stich ließe! Außerdem habe ich auch nicht die entfernteſte Möglichkeit, hinüberzugelangen; es iſt zu weit und das Waſſer zu kalt. Ich würde kaum den halben Weg aushalten; ſonſt wäre ich ſchon fort, um Hülfe für Dich zu holen. — Der Vater bleibt die einzige und ſichere Hoffnung, und für ſie müſſen wir uns ſchonen. Setze Dich nun nieder, ſo lange es noch angeht; wer weiß, wie viel Zeit Du nachher ſtehen mußt. Ich will noch ein paar mal rufen; möglicherweiſe gelangt ein Laut zum Deich; vielleicht geht dort irgendein Menſch, der ihn vernimmt."

Und wieder ruft er in langen Zwiſchenräumen, zuerſt kräftig, weithin ſchallend, dann mit rauher werdender Stimme ſchwach und ſchwächer, bis endlich Kehle und Lunge ihren Dienſt verſagen. — Nichts antwortet.

Zitternd kauert das Mädchen auf dem feuchten

Sande; er ſetzt ſich neben ſie hin und hüllt ihr Tuch mit um ſich herum. Die Schatten der Winternacht ſenken ſich auf das Meer, und mit dem frühen Abend erhebt ſich der den Nebel zerreißende Wind ſtärker, und die trübe Dämmerung wirft ihr letztes graues Licht auf das junge Menſchenpaar, das, den Tod erwartend, auf der von der ſteigenden See umſpülten Platte ſitzt, ſtumm und regungslos; lauter nur wird das melancholiſche Konzert von Wind und Wellen.

„Wir hätten nach Deiner Zurückkunft doch zum Abendmahl gehen ſollen, Heinrich.“

„Das häten wir wohl ſollen, Luiſe.“

„Glaubſt Du feſt an die Seligkeit, Geliebter, und daß wir uns gewiß wiederſehen werden?“

„Ja, daran glaube ich, aber wir werden noch nicht ſterben.“

„Wir werden es, Heinrich; unſere Hochzeit wird im Himmel ſein. Wenn nur — das Vorher erſt vorüber wäre!“

„Unſere Hochzeit wird noch auf Erden gefeiert, mein heißgeliebtes Mädchen, verliere die Kraft nur

nicht, das ist alles!“ Er liebkost sie zärtlich, und sie versucht dankbar zu lächeln.

Die Fluth steigt langsam, langsam, aber unaufhaltsam. Jetzt glänzt der Sand zu ihren Füßen, eine Welle spült um sie herum und zerrinnt. Entsetzt fahren sie auf, der Tod hat seinen ersten Zirkel um sie gezogen. Sie flüchten sich nach der Mitte der Platte, aber das Wasser verfolgt sie, an ihre Sohlen spülend.

Der Nebel ist völlig zerstreut, ringsum geht die dunkelbrausende See mit Schaumköpfen; dort rechts die schwarze geschwungene Linie ist der Deich. — Immer höher stürzen die Wogen übereinander und wälzen sich beutegierig gegen die rasch kleiner und kleiner werdende Bank. Klagend und seufzend fährt der Wind daher; er läßt die weißen Tücher der Verlassenen kuitternd flattern, aber er enthüllt keinen Stern hinter den Wolken; der Himmel ist heute erbarmungslos.

Da blitzt ein Licht vom Lande herauf und gleich darauf ein zweites fern aus der See! Ach, es ist ja die Zeit, da die Lieben daheim auf dem Hofe und

auf der Hallig in traulicher Stube die Lampen anzünden. Guter Gott, ahnen sie nicht, daß in ihrer unmittelbaren Nähe der Tod grausam mit ihren Kindern spielt und nur schleunigste Rettung noch nützen kann? Ist es möglich, daß sie in demselben Augenblick freundlich und glücklich bei einander sitzen, in welchem das Theuerste, was ihnen auf Erden lebt, hülflos zu Grunde geht, bloß weil ein erbärmliches Brettergefüge nicht zur Hand ist, wie es unbenutzt im Schuppen hinter dem Deiche ruht?

Und die Wogen stürzen hohler und hohler; sie bedecken die ganze Platte, sie reichen den in Nacht und Wasser stehenden bis an die Kniee, und der Schaum spritzt an ihnen hinauf und näßt ihnen das Gesicht.

„Laß uns beten, Geliebter," flüstert das Mädchen, „für unsere sündigen Seelen und unsere guten lieben Eltern, die sich so grämen werden."

Nun betet er mit ihr alle Gebete, die sie noch wissen, und die Bibelsprüche und Gesangbuchverse, welche auf Solche Bezug haben, die sterben müssen; und dann entströmen ihnen angstvoll flehende Worte,

unzuſammenhängend, doch ſo inbrünſtige wie nimmer zuvor in ihrem Leben. Sie geloben Gott, alles, alles zu thun, was er irgendwie von Menſchen verlangen könne, nur dieſes einzige Mal möge er ſie erretten, wenige Jahre nur! Und aus der brauſenden See heraus durch das Pfeifen des Windes tönte leiſe und bebend der Choral von des Mädchens Lippen:

„Wenn ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod ſoll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſein,
So reiß' mich aus den Aengſten,
Kraft deiner Angſt und Pein."

Dann zieht trotz der Sterbegedanken ein trügeriſcher Troſt in ihre Seelen, als ob ſie nun den Himmel verſöhnt hätten und dieſer gar nicht anders könne, als ihnen die heißerflehte Hülfe zu bringen. Die Hülfe aber will ſich nicht zeigen, und unter dem aufreibenden körperlichen Leiden entſchwindet dem Mädchen wieder die erwachte Zuverſicht.

„Der Vater iſt ſicher ſchon umgekehrt, Luiſe; wir ſehen ſein Boot, auch wenn es nahe iſt, nur

vor den Wellen nicht. Sobald das Wetter aufklarte, hat er ja gewiß die Hallig ganz wo anders gesehen, als wo er sie erwarten mußte; er weiß genau, daß der Strom allein ihn nicht so weit aus der Richtung gebracht haben kann, sondern daß diese von vornherein falsch gewesen ist, und die beiden Alten werden sich auf Leben und Tod zu uns zurückarbeiten."

Sie weint nur vor sich hin; ihre Zähne schlagen im Frostfieber heftig an einander. „Die Beine und der Leib sind mir wie Eis, Heinrich, und die Füße schon so müde, ich kann bald nicht mehr stehen!"

„Du mußt Dich noch halten, Luise, solange es irgend geht. Nachher nehme ich Dich auf den Arm, aber um Deinetwillen darf ich dies nur im letzten Moment thun."

So mahnt er, und doch ergeht es ihm bei der bis in die Knochen schneidenden Kälte kaum anders; gewaltsam preßt er die Zähne aufeinander, damit sie nicht mit so klapperndem Geräusch zusammenschlagen wie die ihrigen.

Die Zeit verrinnt, schwärzer wird die Nacht, und das Mädchen steht schon bis über die Hüften in der heulenden, brausenden See.

Der letzte Glaube an Rettung und göttliche Barmherzigkeit ſchwindet auch ihm dahin mit dem Steigen des Meeres. Das Boot wird kommen, aber — es wird ſie nicht mehr finden! — Er ſieht die Geliebte an, die ihren Kopf an ſeinem klopfenden Herzen birgt. Eine gräßliche Verzweiflung, eine Empörung ſondergleichen überkommt ihn. „Allmächtiger, was haben wir gethan?“ ſchreit es in ihm auf, „warum ſollen wir in der Blüthe unſerer Jahre gerade jetzt ſterben? Was hat dieſe Unſchuldige Dir gethan, daß Du ſie ſo ſchauderhaft umbringſt?“ Und einen wilden Groll gebiert ſein zuckendes Hirn wider die Vorſehung und gegen Alles was er in ſeinem Leben für heilig hielt. — Und doch! Vielleicht iſt doch alles wahr, und ſie ſollen nur geprüft werden bis zur letzten, äußerſten Qual, die ein Menſch zu ertragen fähig iſt, und dann kommt doch noch die Rettung! „Herr, höre meinen Frevel nicht,“ ruft er, „verſperre Dein Ohr meinen Läſterungen, ich rede irre; es iſt ja nicht um mich; hilf dieſer nur, dieſem armen, unſchuldigen Kinde um Deines gekreuzigten Sohnes willen!“

Erſchöpft hält er inne in den raſenden Worten, die er zuletzt ohne Wollen laut ausgeſtoßen hat. Er kann nicht mehr ſagen, was er will, aber er umklammert das ſchon halb bewußtloſe Mädchen noch mit feſten Armen. Die Wogen umſpülen ihren Buſen, und der Schaum tändelt mit dem ſchwimmenden Zipfel ihres Halstuches. Heinrich bedeckt ihre wirr wehenden Haare, ihr eiſigkaltes Geſicht und ihre erſtorbenen Lippen mit Thränen und Küſſen, und es iſt alles naß von der rinnenden Salzfluth ſeiner Augen und der klatſchend ſpringenden des Meeres.

Sie regt ſich; ſie ſtammelt: „Mein Vater, iſt es möglich, daß dieſer Kelch —"; doch es fehlt ihr die Kraft, fortzufahren. In verzweifelter Qual ſchlägt ſie den Blick empor, und noch einmal flackert der verlöſchende Wille auf: „Heinrich — lieber, ewig geliebter Heinrich! — Sterben! — Ich dachte es ſchon, es iſt entſetzlich, ſo zu ſterben! — Mich friert ſo, das benimmt mir die Kraft. Vergieb mir, wenn ich immer nur an mich denke und Dir die letzte Stunde noch ſchwer mache. — Ich könnte ſonſt auch für Dich ſterben — aber hier — im Waſſer — in

dieſer Kälte — dieſer Finſterniß, wo man nichts hören kann — ſo Zoll für Zoll den Tod an ſich hinaufkriechen zu fühlen — das iſt zu viel — ich ertrag's nicht länger — laß mich fallen, Heinrich!"

Keinen Laut bringt er hervor, aber er preßt ſie feſter an ſich.

„Laß mich — dort ſind die Lichter — dort ſitzen ſie — lebt wohl, liebe Eltern — laß mich, Heinrich — oder komm gleich mit."

Ihr Kopf ſinkt zur Seite, die See brandet wild über ihre Schultern und ſchlägt über ihr zuſammen. Feſt ſtemmt er ſich ein; er fühlt, wie der unter ſeinen Armen durchgehende Strom von der Seite, und von hinten gegen ihn drängt. Jetzt iſt die Zeit da, und er hebt das zum Tode erſchöpfte Mädchen auf ſeine Arme. Nur knappe Minuten noch, und die See wird ſie miteinander wegſpülen und ertränken. Aber die Minuten ſind endlos! —

Und horch! Ein Laut dringt zu ihm herüber, ein anderer wie der Schreckenston der unſinnigen Elemente. Das iſt Ruderknarren! Das iſt Menſchenlaut! — Eine unſagbare Wonne durchfluthet ihn

in aller Noth, als ob er ein Kind wäre, und die Thür zur Christbescheerung thäte sich auf.

„Luise, Liebe, Süße! Rettung! der Vater ist da!“

Sie rührt sich nicht, ihre Arme hängen herunter wie ihre nassen Haare; seine Muskeln müssen sich aufs äußerste spannen, um die Bürde zu halten.

Ein Ruf dringt herüber, und Heinrich antwortet; nicht laut mehr, aber es ist noch ein Schrei, der vielleicht bis zum Boote gehört wird. Das Wasser steht ihm bis an die Lippen und übergießt fast ununterbrochen von rückwärts sein Haupt; er kann die vom salzigen Wasser ätzend gebadeten Augen kaum noch öffnen, doch er denkt an nichts weiter, als den Mund der Geliebten so hoch über die Oberfläche zu halten, als er im stande ist.

Schon stampft das Boot heran; blinzelnd glaubt er die Umrisse der beiden Männer und den breiten Schaum vor dem Bug zu erkennen, da — gähnt eine gewaltige, schaumgekrönte Sturzwelle bei ihnen auf; seine Füße verlieren den Grund, seine schwach gewordenen Arme vermögen das Mädchen nicht mehr zu halten, er sieht und hört nichts mehr,

und die donnernd über ihnen zusammenbrechende Woge spült beide hinaus in das Chaos.

* * *

Eine Hand legt sich auf die Schulter des Wärters.

„Ablösung, Heinrich! Du träumst wohl noch bei dem Höllenlärm!"

Der Angeredete braucht einige Sekunden, um sich klar zu machen, was der andere will.

„Ja so, Wache verfangen. Nein, laß nur, ich werde Deine übernehmen. Leg' Dich wieder hin, ich kann heute doch nicht schlafen. Man hat manchmal so seine Gedanken."

Der Kamerad läßt sich das nicht zweimal sagen. Vergnügt klappert er die, in dem geschlossenen Raume trotz des Sturmgeheuls laut dröhnenden eisernen Stiegen herunter zum Schlafraum.

Der einsame Wächter aber drückt die Stirn gegen die Scheibe, und, die Augen mit der Hand beschattend, starrt er wieder Stunde auf Stunde hinaus in die Nacht auf das in wahnwitziger Wuth tobende

Meer, den Rieſenkirchhof, deſſen ewig lichtloſe und ewig ſchweigende Tiefe fern im Oſten ſein Glück auf Nimmerwiederſehen begrub.

Hans und Heia.

Geneigter Leſer, kennſt Du Madeira? Und haſt Du dort jemals ein Herz erobert? Ein Herz, das von einem herrlichen, jungen Körper umſchloſſen wird und welches ſeine Mittheilungen aus der Außenwelt durch ein paar reizende, roſige Dingerchen von Ohren und ein paar Augen empfängt, ſchwarz, ſchwarz — nun, wie ein Tintenwiſcher, will ich ſagen, da mir augenblicklich nichts Schwärzeres einfällt, obſchon dieſer Vergleich hinkt und proſaiſch iſt.

Ich zweifele nicht, Du wirſt meine Gewiſſensfrage inzwiſchen verneint haben; Deine Fähigkeit im Herz-Erobern ſonſt in Ehren!

Allerdings ſcheine ich mir jetzt verpflichtet, Dir eine ſolche Eroberung im Paradieſe in denkbarſter Vollkommenheit vorzuführen. Wenn ich nun aber kaum in der Lage bin, Deine, vielleicht voreilig von

mir erregten Erwartungen zu befriedigen, ſo iſt dies, wie ich ehrlich verſichern kann, keineswegs meine Schuld, ſondern die von Hans und Heia, welche eben nicht völlig die Reſultate erzielten, die man in Liebesaffairen von zwei jungen Seekadetten erwarten könnte und welche ſie ſelbſt am meiſten erwartet haben dürften.

Hans und Heia täuſchten ſich darin, und wie das kam, will ich hier kurz erzählen. —

Unſere nordiſchen Sommernächte können ſehr ſchön ſein und liebesbedürftige Menſchen weich wie Butter und zugleich fähig zu den unſinnigſten Handlungen machen. Beſonders wenn noch etwas Mondenſchein hinzukommt. Was will das aber gegen den berückenden Einfluß von ſternenklaren Mondnächten in den Tropen und ihrer Nachbarſchaft beſagen?

Der Unterſchied iſt ein himmelweiter!

Wenigſtens fällten Hans Wilder und Heinrich, oder, wie er ſich ſelbſt im Abkürzungsdrang ſeiner früheſten Jugend getauft hatte, Heia Brenner, ſoeben dieſes Urtheil. Beide lagen vor dem Großmaſt, zwiſchen den Barkaſſen, ausgeſtreckt auf der Reſerve-

ſteuge, mit ihren Köpfen gegeneinander. Sie ließen die Wolken ihres in kurzen Pfeifen glimmenden Shags wie ein abendliches Dankopfer für wieder einmal überſtandenen Dienſt gen Himmel ſteigen. Der Shag roch freilich nicht danach, dem lieben Gott ein Wohlgefallen ſein zu können; kein Wunder, wenn dieſer deshalb beide Opferſpender ſo ſchwer züchtigte, wie es Tags darauf geſchehen ſollte. Da Hans und Heia aber ebenſowenig wie andere Leute in die Zukunft zu ſchauen vermochten, wurden ſie in der Seelenruhe, mit welcher ſie ihrem göttlichen Dienſte oblagen, durch keine kaſſandriſchen Bedenken geſtört, bis Hans endlich nach einigem gehaltvollen Schweigen in richtiger Erkenntniß bemerkte:

„Du Heia, Dein Tabak ſtinkt, mit Erlaubniß zu ſagen; er verekelt mir die ganzen Blüthendüfte, die von Land kommen.“

„Und ich wollte mir gerade die Bemerkung geſtatten, lieber Hans, daß die Düfte, die ſoeben aus dem Zwiſchendeck aufſteigen, meiner Naſe eine angenehme Abwechſelung gegen Deine Shag-Atmoſphäre bereiten.“

„So," ſagte Hans, „woher haſt Du denn Deinen?"

„Den habe ich mir erlaubt aus Deinem Spinde zu nehmen, zur Strafe, weil Du die Thür wieder haſt aufſtehen laſſen."

„Na nu," brummte Hans qualmend. „Weißt Du, lieber Heia, und meiner iſt aus Deiner Box, die Du wieder im Unterrichtsraum herumtreiben ließeſt."

„Ich dachte, Du hätteſt noch den Kieler!" rief Heia in gerechtem Unwillen.

„Nein, den haſt Du ja fertig geraucht, theuerſter Heia, was Du jetzt rauchſt, iſt die weniger rechte, als ſchlechte Sorte des Botelliers. Hatteſt Du denn nicht mehr von Deinem engliſchen?"

„I bewahre!" rief Heia fröhlich, „den hatten wir bereits geſtern verputzt. Meiner iſt auch vom Botellier."

„D'rum auch!" ſagte Hans, „dann iſt die Uebereinſtimmung der Wohlgerüche erklärlich."

Nachdem die Tabaksfrage in dieſer überraſchenden Weiſe ihre Erklärung gefunden hatte, brachte der Einfluß des Mondes die Freunde auf das bekannte häkelige Gebiet.

Eben hatte er dem kleinen Hans zwiſchen den Stengewanten des Kreuztopps hindurch zugeblinzelt, als dieſer junge Herr, in irgend einer Ideenverbindung mit jenem Blinzeln, fragte: „Du gehſt doch morgen Nachmittag auf Urlaub, Heia?“

„Ja, aber —.“

„Was aber?“

„Ja weißt Du, ich muß morgen etwas allein gehen; im Vertrauen geſagt, ich habe ein Rendezvous mit einem reizenden kleinen Mädchen verabredet.“

Leider muß ich, als der allwiſſende Autor, für die geneigten Leſer hier einſchalten, daß der ehrliche Heia ſeinen guten Freund Hans ſchauerlich anlog. Seine Seele wußte von Keiner, die ihn liebte, aber daß er eine zu ſuchen gedachte, wobei ihm auch der beſte Freund überflüſſig erſchien, das ſtimmte. Mit ſolcher Aufrichtigkeit wollte er indeſſen ſeinen Hans nicht kränken und überdies kitzelte ihn die Sucht zu renommiren. Hans war über die vernommene Offenbarung maßlos erſtaunt. Er meinte aber im Stillen: „Möglich kann's ſchon ſein; der Heia iſt ein hübſcher Kerl und bekundete auf dem vorgeſtrigen

Ball an Bord des Amerikaners ein auffallend ſchmetterlinghaftes Weſen bei verſchiedenen reizenden Inſelblumen.“ Was er dachte, ſagte er aber nicht, denn auch ihn ſtach der Hafer und ſo erklärte er gleichmüthig:

„So? Nun, da ſind wir ja in der nämlichen glücklichen Lage. Mein Schätzlein wartet auch auf mich, und deshalb fragte ich Dich nur, um mich bei Dir zu entſchuldigen, da wir ſonſt doch immer zuſammen bleiben.“

Jetzt war Heia der maßlos Erſtaunte. Er hatte geglaubt, der anhängliche Hans werde ihm mit bitteren Vorwürfen wegen ſeiner unkameradſchaftlichen Handlungsweiſe kommen und jedenfalls keinen Schritt an Land thun, wenn ſie nicht beieinander bleiben konnten. Dieſer merkwürdige Gleichmuth des Freundes aber führte ihn irre. „Wer weiß?“ kombinirte er, „möglich wär's ſchon. Der kleine Hans ſieht nicht übel aus und bei dem vorgeſtrigen Ball auf dem Amerikaner wurde er immer, wenn ich ihn in Sicht bekam, von verſchiedenen Miſſen und Sennoritas derartig verhätſchelt, daß die Unter-

lieutenants ganz wild über das unverschämte Sich-aufspielen des Seekadetten wurden. — Ei, ei, da wäre ich doch wirklich neugierig, den leichten Vogel zu sehen, den der kleine Hans erwischt hat." — Aber auch er bewahrte männlich seine Ruhe und erklärte kalt: „Schön, dann wären wir ja beide gut untergebracht. Ich empfehle mich aber schon in der Alameda von Dir."

„Ich bitte," sagte Hans. —

Nun wurde „Pfeifen und Lunten aus" durch die Decke der Korvette gerufen, und da Hans und Heia um vier Uhr Wache zu gehen hatten, verzichteten sie auf weiteren Genuß des Botelliers-Shag an diesem herrlichen Abend, klopften ihre kurzen Pfeifen aus und stiegen nach einem letzten Einsaugen der balsamischen Luft und einem letzten Blick auf die dunkelen Berge, an deren Fuß die Lichter in ganzen Ketten und dann hoch, hoch hinauf immer vereinzelter blitzten, zu ihren baumelnden Hängematten hinunter.

Das Einschlafen wurde ihnen schwer, denn Jeder wälzte neugierig und eifersüchtig die Erfolge des Anderen durch seinen Kopf und Jeder dachte vom Andern:

„Der glückliche Kerl! Wenn Du doch auch erſt ſoweit wärſt!“

* * *

Am frühen Nachmittage des nächſten Tages brannte die Sonne glühend heiß auf die ſchöne Stadt Funchal herunter. Vernünftige Leute gehen zu ſolcher Stunde kaum an Land, indeſſen Seekadetten, welchen ein Urlaub bewilligt wurde, erheben auch keinen Anſpruch darauf, dieſer Kategorie beigezählt zu werden.

Unter dem Sonnenſegel des Kutters, der von ſchwitzenden Leuten durch die wunderklare, tiefblaue Fluth der Rhede gerudert wurde, ſaßen unter anderen auf höheren Befehl mit weißen Weſten und dunkeln Beinkleidern geſchmückten Kameraden, auch unſere Freunde Hans und Heia.

Reizend, reizend ſah das Land aus mit ſeinen Platanen und weißen und gelben Häuſern, mit den Rebengärten, den Kaſtellen, den Palmen und der unſagbar üppigen Blumenpracht. Reizend wahrhaftig! Aber — die Kadetten wiſchten ſich jetzt ſchon die Stirn. Der Nachmittag war heiß, ſchauderhaft heiß!

Das übliche Landungsmanöver durch die Brandung wurde nach Ueberschiffung an Bord eines vorn und hinten hochgeschnäbelten Madeirabootes unter vergnügtester Stimmung ausgeführt. Dann schritten sämmtliche Seekadetten der Alameda zu, mit der Haltung von Männern, die hinter jeder geschlossenen Jalousie ein liebliches Mädchen im Tropen-Negligé ahnen, welches ihnen zwischen den Holzstäben durch bewundernde Blicke nachsendet.

An der genannten Promenade, ein Zentralpunkt den jede südliche Stadt besitzt, fand allgemeine Trennung statt. Um Hans und Heia bekümmerte sich Niemand, denn es galt für unumstößlich, etwa wie der tägliche Untergang der Sonne, oder wie das Zeugflicken am Sonnabend Nachmittag, daß Hans und Heia untrennbar untereinander und nie vereint mit den übrigen, ihre geheimnißvollen Pfade wandelten.

Als letzte blieben sie unter der hohen, gelbe Früchte tragenden Palme der Alameda stehen und — man steht nicht ungestraft zwecklos unter Palmen — begannen sich hier bereits mit argwöhnischen Blicken zu messen.

Hans, der ungeduldig an dem ſchon ſehr zerbiſſenen Mundſtück ſeiner aufgerauchten Zigarette kaute, hatte beſtimmt erwartet, der beneidenswerthe Heia werde mit beflügelten Schritten der Wiege ſeines Glückes zueilen, und Heia, der nicht minder ungeduldig an dem nicht minder zerbiſſenen Mundſtück einer ebenfalls aufgerauchten Zigarette kaute, war von der gleichen Ueberzeugung in Betreff des kleinen Hans durchdrungen geweſen.

Endlich vermochte Hans dieſe geiſtvolle Situation nicht mehr zu ertragen, und er begann:

„Heia, es iſt verdammt heiß hier.“

„Ja,“ ſagte Heia, „und man ſieht keine Katze ringsum.“

„I, warum gehſt Du denn nicht?“ fragte Hans nicht ohne berechtigtes Erſtaunen.

„I, warum gehſt Du denn nicht?“ gab Heia mit der nämlichen Berechtigung die Frage zurück.

„Nun brat' mir einer einen Storch!“ rief Hans. „Du haſt mir doch ſelbſt eröffnet, Du könnteſt nicht mit mir gehen, weil Dich irgend ein kleines Mädchen irgendwo erwartete.“

„Aber die Beene recht knuſperig, ja?“ ergänzte Heia im vorwurfsvollen Tone die gehaltvolle Berliner Redensart. „Haſt Du mir nicht ſelbſt darauf erwidert, Dir wäre es recht, weil Dich Gott weiß wer, Gott weiß wo zu ſprechen wünſchte.“

„Allerdings. Aber Du warſt doch der Erſte, alſo mußt Du zuerſt aufbrechen. — Uebrigens will ich auch garnicht ſehen, wohin Du gehſt. Ich drehe mich zwei Minuten dort nach dem Prieſter mit den violetten Strümpfen um, der da eben mit ſeinem Schirm herkommt; in der Zeit kannſt Du ſchon um die Straßenecke ſein, Du Sicherheitskommiſſarius!“

„Nein!“ rief Heia mit einer Stimme, welche eines dankbaren Klanges nicht entbehrte, „der iſt zu weit links. Guck lieber ſo lange nach dem alten Negerweibe, das dort, im grünen Kleide, unter ihrem rothen Sonnendach an den Häuſern entlang watſchelt.“

„Gut, ich habe den Schauerdrachen gepeilt,“ ſagte Hans wenig höflich. „Alſo nun los, viel Vergnügen!“

„Tito mit Schrauben,“ rief Heia und entſchwand aus dem Bannkreiſe der Palme.

Als Hans, ſeinem ehrlichen Gemüthe gemäß, der

Negerin genügend Bewunderung gezollt zu haben glaubte, wandte er ſich um. „Halt!“ dachte er, „wohin ſollte ſich der Sakramenter von Heia wohl begeben haben? Meinen guten Ohren nach, kann er nur dort links hinaufgegangen ſein. Ich wäre doch zu neugierig, zu erfahren, wo ſeine Eroberung ſteckt, und ob ich ſie gar ſchon kenne? Wir wollen dem Onkel doch 'mal nachſpüren, eine Sünde iſt's ja nicht.“

Geſagt, gethan. Und der ehrliche Hans marſchirte vorſichtigen Schrittes in die von ſeinen bewährten Gehörwerkzeugen angegebene Richtung.

Heia der Edle war aber nicht weiter gekommen, als bis zur nächſten Straßenecke. Dort wollte er einen Augenblick warten und dann die Alameda durchſpähen, um zu entdecken, in welcher Richtung der Kamerad abſchwimmen würde. Es war ihm doch zu intereſſant, herauszubekommen, welches Schätzlein der kleine Hans denn eigentlich erwiſcht habe.

Hans zog juſt mit vorgeſtreckter Spürnaſe an der einen Hausſeite entlang, als Heia an der anderen zurückſchlich, und da die Mauern in einem rechten

Winkel aufeinanderſtießen, geſchah dasſelbige mit Hans und Heia.

„Donnerwetter!“ rief Heia erſchreckt.

„Donnerwetter!“ fluchte Hans etwas verlegen.

„Pfui Hans,“ rief Heia, in Erheuchelung einer moraliſchen Entrüſtung, „ich glaube gar, Du wollteſt mir nachſchleichen! — Das hätte ich wirklich nicht von Dir geglaubt.“

„Durchaus nicht, lieber Heia,“ log Hans, ich habe wahrhaftig nicht geſehen,“ — der Accent lag gefliſſentlich auf dem „ſehen“ — „daß Du dieſen Weg eingeſchlagen hatteſt. — Dies war eben mein Weg. Wohin wollteſt Du aber umkehren?“ ſetzte er in einer plötzlichen Anwandlung von Mißtrauen hinzu.

„Ich? — o, ich hatte blos dort einen Blick auf den vergitterten Hof werfen wollen, hinter deſſen vergoldeten Eiſenſtangen die prachtvollen Oleander ſtehen; und eben wollte ich weiter gehen.“

„Aber doch zurück?“

„I bewahre, ich irrte mich einen Moment nur in der Richtung, lieber Hans.“

„Ja," ſagte Hans, „dann ſcheint mir, daß das erſte Stück unſeres Weges ein gemeinſames iſt."

„Hm," erwiderte Heia, „das ſcheint mir auch; wir müſſen noch einmal von vorn anfangen."

„Dann müſſen wir aber wieder unter die Palme zurück, da haben wir wenigſtens etwas Schatten, meinſt Du nicht?"

„Sehr wohl, lieber Hans, gehen wir."

So liefen die beiden flotten Fahrzeuge nach dem erſten verunglückten Ausſegeln wieder einträchtig in den Hafen ein.

„Weißt Du was, Heia?" ſagte der ſtets erfinderiſche Hans, „ſteuern wir zunächſt von hier ins Eishaus. Dieſe kannibaliſche Hitze halte der Teufel aus! Mir klebt die Zunge am Gaumen."

Heia leuchtete das Humane dieſer Rede durchaus ein. — „Ja aber," ſetzte er zögernd hinzu, um den guten Schein zu wahren, „ich habe eigentlich gar keine Zeit zu verlieren."

„Ich auch nicht," erklärte Hans, allein, ſo oder ſo müſſen wir doch auseinander kommen."

„Nun, mir ſcheint dies mehr ein Zuſammen-,

als ein Auseinanderkommen zu ſein, was Du vorſchlägſt.“

„Ja, das hilft doch einmal nichts, lieber Heia. Wir trinken zunächſt einen Sherry-Cobler, den ich bezahle, und dann verpflichteſt Du Dich parole d'honneur zehn Minuten zu warten, wenn ich fortgehe.“

„Schön, bummeln wir alſo ins Eishaus, lieber Hans,“ ſagte Heia und beendigte damit die erſte Phaſe des getrennten Landganges. —

Im Eishaus war es wunderbar kühl und der Sherry-Cobler großartig. — Der Prieſter und die Negerin hatten ſich längſt wieder in die Häuſer zurückgezogen. Ein gutherziger Funchaleſe hätte jetzt keinen Hund vor die Thür jagen mögen.

Hans und Heia wären um Alles in der Welt gern ſitzen geblieben, aber leider war ja jeder von ihnen zu einem Rendezvous verpflichtet. — Indeſſen, da ſie einmal ſaßen, fanden ſie Muße, zur Vertilgung einer zweiten Auflage Sherry-Coblers und je einer Portion Fruchteis, wobei Einer ſich im Stillen über die Seelenruhe des Anderen wunderte.

„Du Haus," hielt Heia es endlich angebracht zu mahnen, „es ist Zeit, daß Du gehst. Du weißt, ich habe zehn Minuten laut Verpflichtung zu warten und werde mir schließlich noch Unannehmlichkeiten zuziehen."

In Haus war inzwischen das Bewußtsein zum Ausdruck gelangt, die Situation im Eishause wäre doch jeder anderen vorzuziehen, soweit vorzuziehen, daß er lieber unter Verzichtleistung auf die Ausforschung von Heia's Geheimniß und auf die Gefahr hin, selbst als Schwindler erkannt zu werden, bleiben wollte, wo er wäre, bis die Sonne etwas tiefer am Himmel stände. Daher erwiderte er in biederem Tone: „Ferne sei es von mir, daß ich Dir Unannehmlichkeiten zuzöge, lieber Heia. Ich will ein Uebriges thun und mit Dir die Rolle tauschen. Du gehst jetzt und ich bleibe."

Diese unerwartete Wendung, die ihm doch hätte sehr willkommen sein müssen, vernahm der gute Heia mit schwerem Mißbehagen. Auch er hätte um des Sitzenbleibens halber gern auf alles Andere verzichtet. Ein kurzer Verdacht gegen Haus durchzuckte ihn,

aber das ſchlechte Gewiſſen machte ſeinen Scharfſinn ſtumpf und er ſah nur, daß er zur Aufrechterhaltung ſeiner Reputation baldmöglichſt von Hans loskommen und deſſen freundlichen Vorſchlag annehmen müſſe.

Mit ſeufzender Dankbarkeit erhob ſich der gute Heia alſo, hakte das Schloß der Dolchkoppel ein, zog das Taſchentuch, welches er zwiſchen Hals und Stehkragen behufs Schweißtrocknung geſteckt hatte, heraus und empfahl ſich. „Daß Du aber ſitzen bleibſt, Hans!“ rief er dabei in geheuchelter Drohung.

„Keine Sorge,“ ſagte der kleine Hans malitiös, „um zehn Minuten zu warten, iſt es ja recht leidlich hier.“

Heia war ja ſicher, daß ihm der Freund nicht folge, ebenſo wenig durfte er, gemäß ſeinem Worte, ihm fernerhin auflauern; alſo ſchlenderte er langſam in die Gluth hinaus. Nach einiger Zeit fand er es aber unmöglich weiter zu ſpazieren; keinen Schritt mehr mochte er thun. Am nächſten Hauſe winkte ein Wirthshauszeichen. Schnell hob er den Vorhang des Hauſes, der ſtatt der Thür diente und ſchlüpfte

in das kühle, halbdunkle Gemach der Weinschänke hinein. Ah! das war erquickend! Zwar roch es nicht gut, besonders der portugiesische Polizist, außer ihm der einzige Gast, verbreitete einen ausgeprägten Knoblauchsduft. Immerhin, es war doch auszuhalten. Heia bestellte sich Tinto und bekam auf diesen Wunsch einen stark mit Sprit verschnittenen Landwein vorgesetzt.

So, nun waren unsere beiden Helden wirklich gut untergebracht. Sie hätten demnach ruhig die Dinge abwarten können, die ihnen das Schicksal heute noch zu offenbaren gedachte.

Leider thaten sie das nicht, sondern beide fingen an sich ohne ihre gewohnte Gesellschaft unsäglich zu langweilen.

Heia seufzte: „Das verfluchte Renommiren! Bei der Bärenhitze kann ich mir an den verrammelten Häusern doch keinen Schatz suchen. Wenn ich nur die Wahrheit gesagt hätte, so würde mich der kleine Haus über seine Liebschaft nicht im Stich gelassen haben und ich säße nicht einsam in diesem Pestlokal, sondern wir spielten Domino, oder unter-

hielten uns ſonſt ſchön mit einander, wie wir's gewöhnt ſind."

Und Hans klagte: „Schauerlich öde, ſo auf die Dauer hier allein im Lokale zu ſitzen! Man kann doch nicht ewig von dem unverſchämt theueren Sherry-Cobler trinken; wo blieben die paar Kröten dann, die unſereins zur Verfügung ſtehen? Hätte mich nur nicht die blaſſe Renommage gepackt, ſo hätte ich Heia einmal ſeinen Daſeinsfreuden überlaſſen und wenigſtens an Bord den ſeit vier Wochen fälligen Brief nach Hauſe fertig geſchrieben." —

Nachdem der gute Heia vor dem Gedanken an ein zweites Glas Tinto zurückgeſchaudert war und in ſeinen bitteren Klagen keine Erleichterung fand, beſchloß er ſich lieber der Möglichkeit eines Hitzſchlages auszuſetzen, als den gegenwärtigen Zuſtand länger zu ertragen. — Er prüfte den Reſt ſeiner Baarſchaft und ſprach: „Es langt noch!" — „Weblauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" brummte er dann vor ſich hin, indem er den nächſten Stand der Arrièros aufſuchte, um einen ſeiner würdigen Gaul zu miethen.

Ein höflicher, gelber, hemdsärmeliger Arrièro, mit einem wohlgesattelten Rosse, fand sich bald. Das Roß war ein sehr hohes Pferd, trotzdem setzte sich Heia oben auf dasselbe hinauf, was ihm, behufs Erfüllung der bekannten Weissagung, übel bekommen sollte.

* * *

Lassen wir Heia einstweilen in verbesserter Stimmung durch die bergigen, mit spitzen Steinchen gepflasterten Straßen Funchals davonreiten, zwischen gluthheißen, blendenden Haus- und Gartenmauern, und vergeblich, über blühende Oleander und wuchernde Fuchsien weg, nach irgend einem südlichen Dornröschen ausspähend, das von einem deutschen Seekadetten erlöst sein wollte, und sehen wir uns nach dem braven Hans um.

„Was kann das schlechte Leben helfen?“ seufzte Hans etwa um die Zeit, als Heia zwischen die ersten Zuckerrohrfelder kam. Wieviel Kassenscheine habe ich noch? Richtig, für ein gutes Roß auf anderthalb Stunden wird's noch langen. Also nur Muth gefaßt, die Sache wird schon schief gehen!“

Armer Hans! Du ahnteſt nicht, wie prophetiſch dieſes Wort war!

Alſo Hans wagte ſich gleichfalls wieder in die brütende Hitze hinaus, fand auch gleichfalls bald einen höflichen, gelben, hemdsärmeligen Arrièro, mit einem kleinen Roß, deſſen Beſteigung ihm von der Vorſehung als Beſcheidenheit angerechnet und demgemäß belohnt wurde; und dann als guter Menſch des rechten Weges ſich wohl bewußt, ritt er in ſeinem dunkeln Drange genau den nämlichen Pfad wie der edle Heia: durch blendende, gluthheiße Mauern und an allerlei blühenden, duftenden Familien der Inſelflora vorbei. Er hatte ſeine Sache auf nichts geſtellt, d. h. in Bezug auf Weſen, welche Schürzen tragen, und deshalb befaßten ſich ſeine konzentrirten Sinne auch mehr mit Landſchaft, Blumen, Schmetterlingen und ſonſtigen, einen reinen Genuß gewährenden Dingen. Von dem Gefühl ſeiner Bravheit und Einheit mit Gott und der Natur ganz durchdrungen, wurde es ihm froher und immer froher, und ſchließlich ſang er zur Ueberraſchung des andächtig am Pferdeſchwanz dahinwandelnden Arrièros, in unermüdlicher Umſtellung dieſelben Worte:

„Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg.“

Die richtige Kompoſition wußte der wenig muſikaliſche Hans aber nicht, und ſo variirte er denn mit fürchterlicher Stimme den durch die äußeren Umſtände in ihm lebendig gewordenen Text nach den wunderbarſten Melodien, wie z. B. „Ich bin ein Schütz in des Regenten Sold“ oder „Denkſt Du daran, mein tapferer Lagienka“ oder „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ u. ſ. w. Und wenn er nicht mit dem Texte auskam, erweiterte er ihn noch mit dem Refrain: „Dahin, dahin möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, flieh'n.“

* * *

Auf Heia wirkten mittlerweile die Einflüſſe ſeiner erhabenen Poſition; vielleicht auch die des Tintos. Er begann ſich ſchrecklich zu ärgern, daß der den Fliegenwedel ſchwingende Arrièro den Schweif ſeines Vierbeiners nicht losließ, ſondern alle Gangarten, in die Heia das Thier verſetzte, unerſchütterlich mitmachte. Er kam ſich in ſeiner Reiterwürde tief ver-

letzt vor, durch dieses Exemplar von equestrischem Kindermädchen, das ihm die Freiheit der Bewegung beschnitt.

Nach seiner Ausdrucksweise „braßte er also back“ und ließ den Arrièro „längsseits scheeren“, worauf er diesen erstaunt blickenden Mann in einem ziemlich mangelhaften Englisch ersuchte, er möge doch so gut sein, das Reitgeld anzunehmen, um ihn (Heia Brenner) ohne den überflüssigen Schwanz-Ballast seiner Person absegeln zu lassen, und die Rückkunft des Reiters dann am Standorte zu erwarten. — Der kluge Arrièro steckte das Geld zwar willig ein, blieb jedoch nach wie vor am Schweife haften, als der Ritt weiter ging.

Das machte nun den guten Heia über die Maßen zornig; er fühlte den ihm schuldigen Respekt verletzt, und wenn man einem Seekadetten den Respekt verletzt, dann wird er fürchterlich.

In dem schroffsten Vorgesetztenton verlangte er von dem Arrièro, derselbe solle ihm sofort bis auf Weiteres das Geld, welches behufs Erzielung geneigter Stimmung mit einem Sixpence über den

Vertrag hinaus gezahlt worden war, zurückgeben, falls er nicht augenblicklich den Schwanz loslaſſen wolle. Ein billiges Anſuchen, auf welches der Arrièro indeſſen keine andere Antwort beſaß, als ein Lächeln. Ein Lächeln ſage ich Dir, mein werther Leſer, ein Lächeln, wie es etwa abgefeimte Matroſen einem nagelneuen Bootskadetten gegenüber an den Tag legen können, durch deſſen Schuld faſt ſämmtliche Ruder ſeines Fahrzeugs bei einem Meiſterſtück der Anlegekunſt zerbrochen ſind!

Dieſes Lächeln hätte auch Leute, die durch untergeordnetes Betragen minder erregbar waren, in Wuthſchnauben verſetzt, geſchweige denn vermochte der ariſtokratiſche Heia es mit der an die eigene Adreſſe gerichteten kühlen Mahnung „Menſch ärgere Dich nicht“ abzufertigen.

Urplötzlich ſchmetterte ſein Stock zwiſchen die Ohren des an dem Lächeln doch ganz unbetheiligt geweſenen Roſſes. Dasſelbe machte infolge dieſer ungerechten Behandlung einen furchtbaren Satz, einen ſogenannten Hechtſatz, und ſtartete dann mit „raumen Schooten“ ſo vehement, daß der gute

Arrière, nachdem er jenen Hechtſatz verſchiedene Male en miniature kopirt hatte, das Rennen aufgab und, dem Beharrungsvermögen huldigend, ſich mit einem allerliebſten Schlußſchwunge in die nächſte Grabentiefe zurückzog.

Heia kam ſich vor wie Admiral de Ruyter, als er die Reihen der engliſchen Schlachtſchiffe durchbrochen hatte. Aber der Taumel war kurz, das Erwachen grauſig. Sein Linienſchiff nahm die Braſſen in den Schnabel, oder weniger phantaſtiſch ausgedrückt, das Gebiß zwiſchen die Zähne, und nun brauſten hurre, hurre, hopp, hopp, hopp, Roß und Reiter dahin, als ob ſie der Nothwendigkeit gehorchten, 75 Mille die Stunde, unter Topp und Takel vor einem unglaublichen Orkan lenzen zu müſſen.

Daß die Sache einmal ein Ende haben mußte, war klar; ebenſo, daß es wahrſcheinlich ein Ende mit Schrecken ſein würde. Ein ähnlicher Gedanke durchzuckte, nebſt einigen anderen angenehmen Ideen, Heia's Gehirn in einer Eile, welche die ſeines verzweifelten Rittes noch übertraf. Auch praktiſche

Vorſchläge machte er ſich in aller Geſchwindigkeit, um ſie mit derſelben Geſchwindigkeit wieder zu verwerfen. — Von Steigbügeln war keine Rede mehr; er flog vom Sattel auf den Hals und vom Hals in den Sattel und wieder zurück. Wenn das ewig gedauert hätte, würde er ein ſchönes Beiſpiel eines perpetuum mobile geweſen ſein; aber es dauerte nicht ewig. Dies würde auch ſeinen Bedürfniſſen nicht entſprochen haben, denen zufolge das Leitmotiv ſeiner Gedanken war: „Ich wollte, ich wäre erſt unten.“ Und ſiehe da, die Erreichung dieſes nahe liegenden Wunſches gelang ihm mit einem Male über Erwarten ſchnell; ſo ſchnell, daß er einer Pauſe von fünf Minuten bedurfte, um ſeinen Erfolg zu begreifen. — Wie weit das durchgegangene Linienſchiff während der fünf Minuten gerast war und wohin, das mochten die Götter wiſſen, Heia wußte es jedenfalls nicht. Deſſen ungeachtet legte er eine innige Dankbarkeit gegen den Himmel an den Tag. Er unterſuchte durch Biegen, Klopfen und Huſten, ob ihm auswendig nichts zermalmt und inwendig nichts geplatzt ſei. Nein, es war alles heil geblieben; er war eben ein vorſchriftsmäßig

konſtruirter Seekadett, und der kommt ſchließlich unzerbrochen über jedes Ding hinweg, das ihm ſein Schöpfer in den Weg ſtellt.

Schon wollte er, trotz ſeines, wie ein Brummkreiſel ſurrenden Kopfes, mit den zerſchundenen Händen ſich den Straßenſtaub ungebeugten Muthes abklopfen, als ſein Gottvertrauen einen bedeutenden Knick bekam.

O Himmel! Das linke Bein der ſchönen, dunkelblauen Uniformshoſe war in zwei Stücke zerriſſen, wie weiland der Vorhang im Tempel zu Jeruſalem. — Nun wurde für den erfahrenen Reiter und Seemann guter Rath theuer. In dieſem Zuſtande konnte er unmöglich am lichten Tage durch die ſich jetzt belebenden Straßen Funchals wandeln. Aber wie ihm abhelfen? — Gleichzeitig gedachte er mit einer unbehaglichen Empfindung, daß der Arriéro wahrſcheinlich keine Sieſta im Graben gehalten haben würde, ſondern jeden Augenblick auftauchen könnte, um ihn zur Rechenſchaft für das unvereinbarte Verſchwinden des rückſichtsloſen Roſſes zu ziehen.

Während der gute Heia, von dieſen Gefühlen

bewegt, seine Blicke umherschweifen ließ, entdeckte er, gleich einer Vision, etwa hundert Schritte rechts, seitwärts über Weinbergsmauern, unter Palmen und Bananenstauden, ein stattliches Landhaus mit einer Veranda. Und auf der Veranda sah er Etwas, wonach er schon diesen ganzen Nachmittag fruchtlos ausgespäht hatte: eine weibliche Gestalt, die er, trotz der Entfernung, auf der Stelle als unwiderruflich jung und schön erkannte.

Merkwürdig! Sollte das edle Roß aus bloßem Instinkt ihn hier abgesetzt haben? Dann war dieser an sich lobenswerthe Instinkt unbedingt von sehr grober Ausführung gewesen, ein richtiger Pferde-Instinkt.

Heia beschloß sofort, daß der liebe Gott in seiner unerforschlichen Güte ihm und seiner Hose jenes liebreizende Wesen zur Verfügung gestellt habe, und des Weiteren: schleunigst diesen überirdischen Wink auszunutzen.

Den bewußten Riß mit der einen Hand zuhaltend, strebte er daher auf das rettende Asyl zu. Es zu erreichen, war aber nicht so einfach. — Die fatalen

Mauern zu Seiten der ſteilen Pfade verbargen nämlich dem guten Heia das Ziel, obſchon ihm als erfahrenen Seemann die erſte Peilung genügt hatte, um zu wiſſen, wo es lag. Nur die Anſegelung bereitete ungeheure Schwierigkeiten; überall, wo immer er an eine Thür an der Mauer anlangte, war dieſelbe verſchloſſen. Nirgends freies Fahrwaſſer, nirgends eine Seemarke für gute Anſteuerung!

Wer weiß, wie lange Heia noch mit ſeiner ſchweren Havarie hätte kreuzen müſſen, wenn ihm nicht plötzlich ein Lootſe vor den Bug gelaufen wäre. Dieſer, ein junger, halbnackter Landesbewohner, von einem Teint wie geröſtete Apfelſinenſchale, begriff ſofort, daß er ein reichbeladenes Schiff vor ſich ſehe, und ſeine Hand mit Geiſtesgegenwart von dem beſchmierten Munde ziehend und ſie nebſt einem zerkauten Zuckerrohrreſt Heia entgegenſtreckend, wimmerte er kläglich: „Sixpence! Sir! Sixpence!“

„Unverſchämte Range!“ ſchrie Heia.

„O! O! O!“ klagte der Junge.

„Where is the way to the cottage yonder?“ fragte Heia in ſeinem vorzüglichen Engliſch.

Der Junge ſchüttelte ſeinen ſchwarz-ſtruppigen

Kopf; über die Worte „Sixpence“ und „Sir“ gingen seine Sprachkenntnisse nicht hinaus.

Heia bestrebte sich demnach, sein Verlangen pantomimisch auszudrücken, indem er durch ein Loch in der Mauer guckte, dann rathlos die Hände auseinanderbreitete und darauf mit dem linken Daumen in die vermuthete Richtung des Landhauses wies.

„O!“ rief der Junge wieder. Diesmal aber nicht im kläglichen, sondern in einem triumphirenden Tone: er hatte seine Mission als Lootse erfaßt. — Heia zuwinkend, trabte er auf seinen nackten Füßen voraus, dreimal um unerwartete Mauerecken biegend, und dann lag ein von wilden Fuchsien überwuchertes, offenes Thor vor ihnen, durch das man an dem Ende eines anmuthig gewölbten, langen Rebenganges, hinter Feigen und Weinlaub und lila und rosa blühenden Blumen, die Veranda und das weißschimmernde Haus erblickte.

Heia erkannte sofort den richtigen Ankergrund; weshalb er mit einem Kupferpenny seine Gebühren berichtigte, die der unerfahrene Lootse auch ohne Weiteres als Sixpence in die braune Hand verschloß,

in welcher er noch den Zuckerrohrreſt zuſammengequetſcht hielt.

Mit der Sicherheit eines Mitgliedes der guten Geſellſchaft Europa's ſchritt Heia auf die Veranda zu, aus welcher in der That ein noch leidlich junges und recht hübſches weibliches Weſen unter allen Anzeichen des Bedauerns und freundlichen Willkommenheißens auf ihn zutrat. — Der gute Junge merkte unverzüglich, daß das Ende ſeiner Heldenlaufbahn auf dem vierbeinigen Linienſchiff beobachtet worden war.

Er verſuchte nun eine ſo zierliche Verbeugung, wie ſie ein junger Herr nur machen kann, der ſich in ſchräger Front vorwärts bewegt, um weiblichen Augen zu verbergen, daß ihm irgendwo irgend etwas zerriſſen iſt, und trat näher. Ein Schwall der liebenswürdigſten portugieſiſchen Worte empfing ihn, von denen er zu ſeinem grenzenloſen Bedauern kein einziges verſtand. — Er antwortete mit einer deutſchen Bitte um gaſtliche Aufnahme und um eine Nadel nebſt dunklem Zwirn; was genau denſelben Effekt hatte, wie die portugieſiſche Rede.

Um zu einem Reſultate zu gelangen, beſchloß Heia ſich umzudrehen und der hübſchen Dame erröthend zu offenbaren, was er als Gentleman ihren ſchwarzen Augen bisher ſorgfältig verborgen hatte. Merkwürdigerweiſe war der Effekt wiederum ein übereinſtimmender. Die Dame wurde nämlich auch roth und kehrte ſich ebenfalls um. Dabei lachte ſie aber hell auf, was Heia nicht that; im Gegentheil, es kam etwas wie Wehmuth über ihn, daß er ſich bei dieſem himmliſchen Weſen, welches er ſonſt zweifellos in fünf Minuten erobert gehabt hätte, in ſo unvortheilhafter Weiſe einführen mußte.

Die Dame winkte ihm, halb über die Schulter ſehend, ihr ins Haus zu folgen. Sie legte dabei fortwährend eine nichtswürdige Heiterkeit an den Tag und ſagte mehreres, worin wiederholt der Name „Roſa“ vorkam.

Heia folgte ihr mit klopfendem Herzen; auf alle Fälle gab es ein Abenteuer. Dies wurde ihm zur unumſtößlichen Gewißheit, als die Dame, die mutterſeelenallein zu Hauſe zu ſein ſchien, ihn nicht in einem der Vorderzimmer abſetzte, ſondern verſchiedene,

recht artig, nach ſüdlichem Geſchmack möblirte Zimmer durchſchritt, dann einen geheimnißvollen Korridor paſſirte und ſchließlich den Vorhang eines traulich verdunkelten Gemachs aufhob, in dem unter anderen Möbeln ein ſchwellender Divan ſtand.

Hier, jedenfalls im Vertrauen auf die herrſchende Dämmerung, ſah die Dame, nachdem ſie Heia hereingenöthigt hatte, ſich zuverſichtlicher um; ſie lachte auch nicht mehr, offenbar begann die eindrucksvolle Perſönlichkeit Heia's auf ihr Herz zu wirken und es mit einer ernſten Erwartung, wie weit dieſer Jüngling in ſeinen Zugeſtändniſſen an ſie gehen würde, zu erfüllen.

Sie komplimentirte ihn auf den Divan nieder, indem ſie lebhaft auf ihn einſprach, den Namen Roſa mehrfach wiederholend und das Bedauerliche der Abweſenheit von deſſen Trägerin an den Tag legend.

Zum Teufel! was ſollte denn dieſe Roſa? Heia wünſchte garnichts weiter als mit der gegenwärtigen Vertreterin des weiblichen Geſchlechts allein zu bleiben, und allenfalls noch Nadel und Faden.

Plötzlich verschwand die Reizende zu Heia's unwilligem Erstaunen auf einige Zeit, während welcher trostlosen Pause seine an die Dämmerung jetzt gewöhnten Augen im Zimmer Umschau hielten. Es war halb Wohngemach, halb Schlafgemach des Landhauses einer ersichtlich wohlhabenden Familie. Was ihm am meisten auffiel, war ein Oelbild im Goldrahmen, das auf einer Art von Staffelei am vergitterten, halb verhangenen Fenster stand. Heia hatte das Bild kaum einige Zeit, immer andächtiger werdend, betrachtet, als eine merkwürdige Wandlung in ihm vorging.

Das Bild stellte ein junges Mädchen dar, das im Alter noch einige Jahre gegen den ehrwürdigen Seekadetten zurückstehen mußte, so recht in der Blüthe, in welcher sich seine zukünftige Frau voraussichtlich befand. Es war das Entzückendste, was er je auf der Welt gesehen! Gleich mächtig hatte ihn noch nie der Anblick eines sterblichen Weibes gepackt und das wollte bei der Eindrucksfähigkeit des guten Heia in dieser Beziehung viel sagen.

Es war ihm klar, daß so etwas von brennenden

Gazellenaugen, dergleichen Rabenhaar, ähnliche Korallenlippen und auch nur annähernd ſo liebliche Naſenflügel auf dieſer Erde nicht zum zweiten Male vorkämen. Es iſt peinlich, meine verehrten Leſer, im Intereſſe des ſonſt ſo biederen Heia, geſtehen zu müſſen, wie die in zehn Minuten erwachſene, unerſchütterliche Treue, welche er dem eben davongeflatterten Engel geſchworen gehabt hatte, durch zwei Minuten des Anſtarrens dieſes berückenden Bildniſſes bereits heftig ins Schwanken gerathen war. O, dieſe Männer!

Das Zurückſchieben des Thürvorhanges führte den argen Heia plötzlich wieder in die auch nicht übele Gegenwart zurück. — Lächelnd ſetzte ihm die gütige Fee eine Schale mit herrlichen Weintrauben und anderen lachenden Früchten vor. Heia hätte ein Barbar ſein müſſen, wenn dies keinen Eindruck auf ſein Herz gemacht haben würde; dieſes pendelte wieder bemerkenswerth ſtärker zu der holden Gaſtgeberin hinüber. Nichtsdeſtoweniger konnte er eine pantomimiſch geſtellte Frage nach dem zauberhaften Bildniß nicht unterdrücken, worauf er in. Ermangelung

eines anderen Wortes freudig rief: „bellissima!“ — Die ſchüchterne, pantomimiſche Frage war erſichtlich nicht verſtanden worden, wohl aber das Wort „bellissima“, welches angenehm belächelt wurde, und dann folgten einige ungeduldige Worte, die der nur an das Bild denkende Heia noch auf dieſes bezog und in denen wiederum der Name Roſa lieblich an ſein Ohr ſchlug. Kein Zweifel, das wunderbare Original des Portraits war die vielerwähnte Roſa! O, Du grundgütiger Himmel, wie mußteſt Du die Erde lieb haben, daß Du ſolchen Engel auf ihr wandeln ließeſt! — Allein ſchließlich behält nur der Lebende Recht, und ich halte es nicht für ausgeſchloſſen, daß Heia Herr ſeiner thörichten Leidenſchaft für die gemalte Roſa geworden ſein und ſich der geheimnißvollen Wirthin als vollſtändiger Sklave überliefert haben würde, wenn — ſie nur bei ihm geblieben wäre! Jedoch, als ſie geſehen, wie er ſich, ungeachtet des ſchweren Liebeskonfliktes, den er innerlich und ihrem Ahnen verborgen, durchzukämpfen hatte, wacker über die Trauben hermachte, ohne die anderen Früchte zu verſchmähen, verſchwand ſie wieder.

Heia verbrachte die zweite Pauſe leidlich zwiſchen der verzehrenden Thätigkeit ſeines Mundes, bezüglich der Früchte, der verzehrenden Thätigkeit ſeiner Augen, bezüglich Roſa's, und der verzehrenden Thätigkeit ſeiner Sehnſuchtsgefühle nach Rückkehr der Dame.

Dieſe erſchien unvermuthet wieder auf der Bildfläche, ſchob Heia etwas Geheimnißvolles hin und verſchwand mit freundlichem Knix zum dritten Male.

Heia ſah an, was ſie gebracht hatte, und ſiehe da, es war Nadel und Zwirn.

Unſicher, ob das freundliche Weſen wohl noch einmal hereinkommen könne, oder nicht, ſann der zum dritten Male verlaſſene Heia eine Weile über ſeine Hoſe, ſeine Wirthin, über Roſa und ſeine Hoffnungen nach, worauf die Gedanken bei der Hoſe ſtecken blieben. Nur an Hans, an den treuen Hans, dachte der vergeßliche Heia garnicht.

In Folge ſeines Gedankenganges ergriff er ſchnell entſchloſſen Nadel und Zwirn und begann mit Sachverſtändniß das gut zu machen, was ein unvernünftiges Thier an ſeiner Hoſe verſchuldet hatte.

Eifrig über ſeine Arbeit gebeugt, in ſchlohweißen

Hemdflügeln über ſeinen Beinen, die unten einen Abſchluß in hellen Socken und Zugſtiefeletten fanden, gewährte der gute Heia ein erhebendes Bild nützlicher Thätigkeit und unſchuldsvollen Seelenfriedens. Leider befand ſich der Künſtler nicht zur Stelle, welcher dieſen idylliſchen Anblick hätte in Oel verewigen können.

Ueberlaſſen wir nun die trügeriſche Unſchuld, genannt Heia, ihrer Arbeit und ihren Träumen. Die letzteren unterbrach der Held nämlich keineswegs, im Gegentheil, er ſpann ſie mit unerhörter Kühnheit in Bezug auf das weibliche Weſen in Oel fort.

Ich ſuche dafür, in Uebereinſtimmung mit den geneigten Leſern, den treuen Hans auf, der fraglos während des Triumphes ſeines Freundes irgendwo geblieben ſein mußte. Und das war er thatſächlich auch, denn unter Zuhülfenahme einer kleinen Verſetzung in die Vergangenheit, ſehen wir ihn als friedlichen Bürger dieſelbe Straße entlang traben, auf welcher Heia in ſo verwegener Weiſe ſeinem Glück in den Schoß rollte.

* * *

Hans, der friedliche Hans, der ſich mit Gott und der Welt augenblicklich ſo eins wußte, ritt wie geſagt ſeine Straße, wie es einem ſolchen Manne wohl anſteht; das heißt geduldig mit dem Arrière am Pferdeſchwanze, und im Munde eine dem Himmel wohlgefällig riechende Zigarre.

Hans freute ſich in rührender Selbſtloſigkeit über den blühenden Stand der Zuckerfelder, als ob er ſeit Kindesbeinen an mit Rohrzucker gehandelt hätte; er nickte den Rebenblüthen gütig zu, obſchon er längſt von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß guter Madeira wohl in Offiziersmeſſen, niemals aber in Seekadettenmeſſen getrunken wird. Er ergötzte ſich auch an dem unermeßlichen, unglaublich berlinerblauen Zauberkreiſe des Meeres, auf dem ſpielzeugklein die Korvette ankerte und das mit einem Streifen wie vom feinſten Seifenſchaum die Felſen umbrandete. Dieſe rothbraunen Felſen, die eben mit bunt geſprenkelter, grüner Oelfarbe dick angeſtrichen ſchienen, aus der zartgefiederte Palmen, gleich den Bäumen eines Arche-Noah-Kaſtens, hervorragten! Ja, dies that Hans (deſſen poetiſcher An-

ſchauung auch die vorangegangenen Vergleiche entſprangen, nicht der meinigen, wie ich hier zu meiner Entſchuldigung einſchalten will), ungeachtet das blaue Meer ihn bald von der Geliebten trennen mußte, die er dem harmloſen Heia gegenüber ſo ſchändlich erlogen hatte.

In Summa, Hans fuhr fort ein guter Menſch zu ſein und wurde, wie die aufmerkſamen Leſer auch bereits angenommen haben werden, gleich allen guten Menſchen belohnt.

Ihm begegnete nichts Böſes, was ihm die Ruhe des Gemüthes hätte ſtören können; von Arrièros, die in Gräben lagen, oder ſchimpfend ihre Pferde wieder ſuchten, keine Spur! Ebenſo wenig von Pferden, die ſich ſuchen ließen und ohne Reiter zu ihrer eigenen Erbauung ſpazieren getrabt wären.

Indeſſen konnte der Satan, dem die guten Menſchen nun einmal unangenehm ſind, die Bosheit nicht unterdrücken, in Hanſens reinem Herzen den Gedanken entquillen zu laſſen:

„Es wäre doch ſchön, wenn ich jetzt den erlogenen lieben Engel finden würde, damit ich

wenigſtens mit ehrlicher Stirn, wenn ich wieder mit Heia zuſammentreffe, meine Erfolge gegen die ſeinigen in die Wagſchale werfen kann.“

„Ja, auf dieſen ſündhaften Gedanken gerieth der kleine Hans, der ſich doch den ganzen Weg ſo artig mit der Natur beſchäftigt und kein einziges Mal verwerflichen Viſionen hingegeben hatte, wie Heia, oder wie der heilige Antonius.

Gewiß ſtreckte der Teufel in dieſem Augenblick ſchon ſeine Kralle lüſtern nach der bisher unbefleckt gebliebenen Seekadettenſeele aus, als der liebe Gott, der ſich ſeine kleinen Triumphe, wie ſchon die Geſchichte vom Dr. Fauſt lehrt, nicht gern verderben läßt, einſprang. Um Hans im letzten Stadium des Gutſeins vor einem nach allen Seiten hin bedauerlichen Rückfall zu retten und ihm noch ſchleunigſt die verdiente Belohnung zu Theil werden zu laſſen, offerirte er ihm etwas ganz Reizendes.

Er hieß Hans ſeine Augen erheben, und ſiehe da, Hans erblickte etwa hundert Schritt rechts vom Wege über den Weinbergsmauern, unter Palmen und Bananen, ein ſtattliches Landhaus mit einer

Veranda. Und auf der Veranda entdeckte der gesegnete Jüngling etwas, was er während des ganzen Nachmittags noch nicht gesucht hatte: eine ihm heftig mit einem weißen Tüchlein zuwinkende Gestalt, welche auch von seinem frommen Herzen, trotz der Entfernung, als unwiderruflich jung und schön erkannt wurde.

„Ich bin am Ziele," dachte Hans hochklopfenden Busens und hielt sein Roß an.

So liebreich der liebe Gott mit diesem prompten Eingreifen gehandelt haben mochte, die geneigten Leser werden mir zustimmen, daß dies nur dadurch geschehen konnte, daß er auf einige Minuten seine Allwissenheit vergaß, da er sonst doch hätte voraussehen können, wie bei solcher niedlichen Form des Lohnes Hans einen viel schwärzeren Rückfall in die Erbsünde erleiden mußte, als durch die hierzu noch harmlos zu nennenden Gedanken, mittelst welchen Satan ihn in seine Klauen bringen wollte.

Ob Satan diese merkwürdige Inkonsequenz des Schöpfers benutzt hat, um Hansens Seele, durch einen vorläufigen Klauengriff, als künftig an Bord

des Höllenſchiffes gehörendes Inventar zu markiren, vermag ich nicht zu ſagen, weil es bei der abſoluten Glückſeligkeit, die zur Zeit über Hanſens Züge gebreitet lag, unmöglich war, auf einen ſo gräßlichen Vorgang in ſeinem Innern ſchließen zu können. Aber, daß der liebe Gott anfing ſeinen Schützling im Stich zu laſſen, das ſollte ſich beklagenswerther Weiſe trotz jenes Glanzes erwartungsvoller Freude bald zeigen.

Zunächſt überlegte Hans — wenn man einen Gedanken zwiſchen Abrutſchen vom Sattel und Berührung des Erdbodens mit den Zehenſpitzen, als „Ueberlegen“ bezeichnen darf — ob es rathſamer ſei, bei der ehernen Nothwendigkeit dem Winken des Taſchentuches folgen zu müſſen: den Arrièro nebſt dem Roſſe warten zu laſſen, oder ihn abzulohnen und ſpäter zu Fuß den bedenklich langen Weg nach der guten Stadt Funchal zurückzupilgern?

Ohne die angegebene Grenze der Ueberlegezeit überſchritten zu haben, verwarf Hans den erſteren Fall, erſtens als unvereinbar mit der möglichen Dauer, welche die Feſſelung in den Armen der Liebe

erheiſchen werde. Zweitens verwarf er ihn als unvereinbar mit der Zahl ſeiner durch Sherry-Cobler und Fruchteis ſtark verminderten Schillinge. Deren Reſt hätte keinen Arrièro des Erdballs bewogen, auch nur fünf Minuten auf dieſem paradieſiſchen Fleckchen Erde in ſtiller Naturbetrachtung zu verharren, geſchweige denn einen Mann, der die Gegend ſeit ſeiner Säuglingsepoche auswendig kannte und dem ſeine lebhafte Phantaſie noch die mögliche Erlangung der Schillinge verſchiedener anderer Seekadetten bei baldiger Rückkehr vorſpiegelte.

Da Hans zwei Fälle aufgeſtellt hatte, von denen er einen verwarf, ſo war er, den elementarſten Grundſätzen der Mathematik nach gezwungen, den zweiten anzunehmen. Hans aber erhob Anſpruch darauf, ein guter Mathematiker zu ſein, und demgemäß handelte er.

Der Arrièro empfing ſchon jetzt ſeinen Sündenlohn, inkluſive für die Zeit des Rückritts, wofür er, in einer edlen Aufwallung, von einem über die nächſte Mauer nickenden Geraniumſtrauch für Hans einen Strauß ſtahl. Darauf ſchwang er ſich wie

eine Dame auf ſein frommes Rößlein und ritt als ein Mann davon, welcher ſich alle Tage ſo einen kleinen Hans zum Kunden wünſcht, der vor abgelaufener Miethszeit an einſamen Häuſern, wo man mit Taſchentüchern winkt, abzuſteigen pflegt.

Der kleine Hans, der den Geraniumſtrauß, der ſchon mehr Buſch war, als nützliches Mittel zu einer angenehmen Einführung bei der Dame ſeines Herzens — denn das war die Taſchentuchbeſitzerin fraglos ſchon geworden — zu verwenden gedachte, trug denſelben alſo zierlich vor ſich her, während er in dem ſteilen und noch immer glühendheißen Labyrinth der Mauerpfade den Punkt ſuchte, von dem aus er die Feſtung forciren konnte.

Der arme Hans ſchwitzte ſo ſehr, daß er ſeinen Strauß außerdem gar nicht mehr hätte zu begießen brauchen, aber das Geſuchte fand er leider nicht. Es kam ihm auch kein Lootſe entgegen in Geſtalt eines kleinen Eingeborenen, der Zuckerrohrreſte kaute und gelb war wie geröſtete Apfelſinenſchale; er blieb allein, mutterſeelen allein in ſeinem Kampfe gegen fühlloſe, weißgetünchte, heiße Mauern und mit einer

Sehnſucht im Buſen, die allein genügt hätte, ihn zum Aeußerſten zu treiben.

Und ſie trieb ihn zum Aeußerſten. Der kleine Hans war ein großer Springer. Er maß die Höhe derjenigen Mauer, die ihn ſeines Erachtens nach von der Pforte zur Seligkeit trennte; er fügte ihren vorſtehenden Rand in ſeinen Angriffsplan mit ein, und dann ſteckte er entſchloſſen den Geraniumſtrauß zwiſchen die Zähne; ein herzhafter Anſprung, und da hing der kleine Hans an ſeinen Fingern am Mauerrand, mit dem Strauß im Munde, mit bammelndem Dolch an zappelnden Beinen.

„Man gebe mir einen Punkt außerhalb des Erdballs und ich hebe die Erde aus ihren Angeln,“ ſo ungefähr äußerte ſich einſt Archimedes.

Aehnlich konnte man hier ausrufen:

Man gebe dem kleinen Hans irgend einen Punkt außerhalb ſeiner Perſon, z. B. auf einer Mauer und er hebt ſich gewiſſermaßen ſelbſt aus den Angeln, d. h. oben auf die Mauer hinauf!

Nach einigem Zappeln hatten die Finger des herrlichen Jünglings einen feſten Griff; das genügte,

um erſt einen, dann den zweiten Unterarm, ſodann den Magen und ſchließlich den ganzen Hans, nebſt Allem, was an ihm d'ran und d'rum war, auf die Oberkante einer Mauer in einem glücklichen Lande zu befördern, in welchem Eiſenzinken, Stacheldraht und Glasſcherben Gott ſei Dank noch nicht im Gebrauche ſind, um aufſtrebende Zeitgenoſſen zu verletzen.

Hans war naß wie eine Pute und keuchte ſehr hörbar; allein der Erfolg konnte als großartig bezeichnet werden.

Dicht vor ſeiner Naſe erblickte er hinter Feigen- und Weinlaub und lila und roſa blühenden Blumen die erſehnte Veranda und vor Allem die glühend erſehnte Geſtalt, die ihn zu ſo unerhörten Leiſtungen beflügelt hatte und deren Anblick ſeine kühnſten Erwartungen in ein Maß von Schatten ſtellte, das an dem heutigen Tage auf der ganzen Inſel ſonſt nicht erreicht wurde.

Hans war verwirrt über ſoviel Glück; ſo verwirrt in ſeinem einfachen Gemüth, daß er jede Vorſicht vergaß, und dies gereichte zu ſeinem Verderben. Wenn er doch nur ſeinen Geraniumſtrauß über Bord

geworfen hätte, um die Schwierigkeiten des Nieder-Enterns von der jenſeits fatal hohen Mauer zu erleichtern! Wäre es aber nicht ſchmachvoll geweſen, im Angeſicht des Hafens die Ladung über Bord zu werfen? — Genug, er behielt den Strauß bei ſich, und zwar nicht im Munde, vielleicht weil er ſein bezauberndes Lächeln und ſeine blendenden Zähne bei dem graziöſen Abſprunge nicht verdecken wollte, ſondern in der linken Hand. Und ſo geſchah es, daß der unſelige Hans im ſchnellen Rutſchen an einem, von dem Teufel eigens angebrachten und von der beleidigten Vorſehung geduldeten, ſcharfen Steine feſthakte und — ritſch, ratſch, zerriß das rechte Bein der ſchönen, dunkelblauen Uniformhoſe, von unten bis oben, wie weiland der Vorhang im Tempel zu Jeruſalem.

Da ſtand nun der arme, niedergedonnerte Hans innerhalb des Gartens Eden, mit ſeinem großen Geraniumſtrauß und ſeinem großen Riß und beſah ſich kopfſchüttelnd den Schaden.

Und nun das Bewußtſein: unter *ihren* Augen ſei es geſchehen! Gramvoll hatte die Himmliſche die

Schmach mit angeſchaut; ſie, von der er wußte, daß ſie auf dieſem einſamen Stück Erde im Weltmeer, ſtill und treu, Jahr für Jahr geharrt hatte, bis ihr in den Sternen geſchriebenes Schickſal erfüllt würde und ein kühner Jüngling aus dem grauen Norden, an einem ſehr heißen Tage, etwa um fünf Uhr dreißig Minuten Nachmittags, auf einem ſehr ungewöhnlichen Weg zu ihr dringen ſollte, um — ſich die Hoſen zu zerreißen!

Hans ſtöhnte über die Thorheit des Schickſals, das den Effekt des poetiſch und groß erdachten Findens zweier Herzen ſelbſt wieder vernichtete!

Aber was war da zu machen? Er ſah ſich ſchließlich doch gezwungen, eine andere Stellung anzunehmen, als ſeine gebückt-betrachtende, zumal die grauvolle Jungfrau bereits eine Lache anſchlug; eine gräßliche Hohnlache auf das grauſam ungeſchickte Schickſal, dachte Hans, der ſo etwas nicht leicht auf ſeine Perſon bezog.

Dennoch wurde Hans auch hierzu gezwungen, denn als er mit einer ſo zierlichen Verbeugung, wie ſie ein junger Herr nur machen kann, dem irgendwo

irgend etwas geriſſen iſt, ſich in ſchräger Front auf den Engel ſeines Herzens zu bewegte, wurde es ihm unheimlich offenbar, daß dies kein Verzweiflungslachen über das Schickſal mehr ſei, ſondern, daß er ſelber, der tapfere, kleine Hans, ſchlechthin ausgelacht wurde! — Die Dame ſtopfte ſich ſogar das vorhin noch ſo berückend wehende Taſchentuch in den Mund, um nur einigermaßen die Haltung wieder zu gewinnen, die ſie an einem der wichtigſten Abſchnitte ihres Lebens niemals hätte verlieren dürfen.

Unter ſolchen Umſtänden hielt Hans, als kluger Mann, es für das Vortheilhafteſte, ebenfalls ſo vergnügt auszuſehen, als er es irgend fertig brachte. Wenn er nur nicht den verdammten Geraniumſtrauß gehabt hätte, deſſen Beſtimmung es doch nicht war, ewig Blößen zu decken, ſondern wirkungsvoll bei Begrüßungen überreicht zu werden.

Nachdem Hans alſo mit dem ganzen Schwall portugieſiſcher Worte, der ihn überſchüttete und aus dem er höchſtens das Wort „Roſa“ verſtand, nichts anzufangen wußte, nahm er ſeinen Reſt von Muth und franzöſiſchen Vokabeln zuſammen und ſprach,

indem er eine Verbeugung machte, deren Projektion, ihrer schrägen Richtung halber nothwendig zehn Schritte an der Dame vorbei, auf einen der Verandapfosten fallen mußte: „Voilà Mademoiselle, vous m'avez commandé, j'ai beaucoup de subordination et je suis maintenant heureux à vous présenter ce petit bouquet!“

So stand der Kavalier Hans da mit ausgestrecktem Strauß, von dem er bescheiden behauptet hatte, daß derselbe klein sei, und voll innerster Hochachtung über seine französische Leistung, die zu seinem Glück von der einsprachigen Dame nach Form und Inhalt nicht gewürdigt werden konnte, denn sie schüttelte ihren Zeigefinger hin und her und rief: „Pas de français! Pas de français!“

Doch bezog sie den Strauß, obgleich sie dies weder Hansens Worten noch seiner Verbeugungsrichtung entnehmen konnte, augenscheinlich mit feinem weiblichen Verständniß auf sich und befreite ihn von diesem.

Dann winkte sie ihm anmuthig, ihr zu folgen, und ging ins Haus.

Dieſer Wink ſagte Alles! Er ſagte Hans, daß er längſt erwartet ſei, daß bei der reizenden Fee auch nicht der leiſeſte Zweifel beſtünde, wohin ſie ihn zu führen habe und daß ein entferntes, trauliches Gemach gerüſtet ſei, wohin ſie ihn leiten werde. Dies überwältigende Gefühl ſeines Glückes ſtieg ihm ſiedend heiß zu Kopfe, als die leiſe Schreitende ihn daher nicht im Vorzimmer abſetzte, ſondern verſchiedene, recht artig im ſüdlichen Geſchmack möblirte Zimmer paſſirend, ihn ſchließlich auch in einen geheimnißvollen Korridor führte. Das Alles ohne ſich ein einziges Mal nach ihm umzuſehen, als ob er längſt wiſſen müſſe, wie untrennbar ſie einander angehörten. Faſt war es zu viel, unheimlich viel Glück, für einen gegen dergleichen Triumphe noch nicht abgehärteten Jüngling. Der kleine Hans vernahm, wie ſein wildes Herz gleich einem Dampfhammer gegen die Rippen pochte.

Plötzlich blieb der ſündhaft ſchöne Engel ſtehen und deutete auf eine Portière, mit der unverkennbaren Aufforderung an Hans, zuerſt in den Himmel einzutreten, der ihm jenſeits gerüſtet werde.

Dies war ein Moment, wie ihn der kleine Hans noch nicht durchlebt hatte. Ein Moment, welcher ihm Stunden dünkte. Seine ganze unschuldige Jugend ward in ihm lebendig. Es schien ihm, als ob jenseits der Portière mehrere der ehrwürdigsten Gestalten aus seiner Kindheit mit beschwörend emporgehobenen Armen stünden, um ihn noch in letzter Minute zur Umkehr auf den Pfad der Tugend zu bewegen.

Doch Satan hatte den kleinen Hans zu fest gepackt. Er mußte vorwärts und wenn es ihm die Seligkeit hätte kosten sollen! Die Hand auf das Herz pressend, hob er die Portière, schwindelnden Kopfes trat er vorwärts und — —

„Donnerwetter!“ schlug ein wunderbar bekannter Ausruf, in dem sich Staunen und Schrecken mischte, an sein Ohr; ein Klang, der dem kleinen Hans das Gefühl erweckte, als sei er, statt in ein von Cupido gerüstetes Gemach zu treten, in eine Bütte mit Eiswasser gefallen.

„Donnerwetter!“ wiederholte er mechanisch mit Grabesstimme, indem sein starres Auge die Umrisse

des herrlichen Bildes zu faſſen ſuchte, welches eine gütige Dämmerung ihm erſt in ſchonender Allmählichkeit enthüllte. Vor ihm ſaß Heia, ſein guter, treuer Freund, den er in dieſem Augenblicke an jedem anderen Punkte der Erde eher erwartet haben würde als hier, in einer unbeſchreiblich unbefangenen Weiſe auf einem ſchwellenden Divan. Ueber Heia's unſchuldigen Knien lag eine dunkle Hoſe, um welche er offenbar in nähender Thätigkeit bemüht geweſen war, wenn auch momentan ſeine Hand mit dem gerade durchgezogenen Faden in der Luft erſtarrt zu ſein ſchien. Ja, der gute Heia beſaß entſchieden etwas Marmornes, ſo etwas, was an die Haltung des Athleten Aporyomenos erinnerte, wenn man dieſer Statue eine Hoſe und einen Faden in die Hände gegeben haben würde.

Auch der kleine Hans hatte einen klaſſiſchen Ausdruck erhalten. Als er zurückſchaudernd ſich unwillkürlich an ſeinen Hinterkopf faßte, erwachten in Heia's Gehirn dunkele Erinnerungen an die tragiſche Gebärde des ſchlangenumwickelten Laokoon.

Und an eine Schlange dachte der grauſam ent-

täuſchte kleine Haus in der That, nämlich an diejenige, welche auf der anderen Seite der Portière zurückgeblieben war. Sollte ſie die Verworfene ſein, welcher Heia's Herz ſich geweiht hatte und die nun in ihrer Unerſättlichkeit zwei Seekadetten in ihre ſchillernden Windungen zu ziehen gedachte? — Aber wie erklärte ſich dann Heia's ſonſtige Situation, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Lage beſaß, welche er ſelbſt demnächſt einzunehmen haben würde?

Heia dagegen kalkulirte: „Ob das unverſtändige Pferd mich wohl gar in das dem kleinen Hans zuſtehende Neſt abgeſetzt hat? Dann wäre ſein unbequemes Erſcheinen ſehr erklärlich.“

Und Hans dachte wieder: „Ich habe meine Reputation zu retten. Ich erkläre ihm unverzagt, daß ich ein Recht darauf habe, hier zu ſitzen und meine Hoſen zu nähen und nicht er.“

„Nur keine Schwäche vor dem kleinen Hans zeigen,“ überlegte Heia weiter, „ich werde ihn als unbefugten Eindringling behandeln.“

Hans faßte ſich zuerſt, und nachdem ſeinem mechaniſch im Grabeston geäußerten „Donnerwetter“,

wie die gütigen Leſer bemerkt haben werden, eine längere Pauſe klaſſiſcher Erſtarrung und raffinirter Ueberlegung gefolgt war, fuhr er laut fort:

„Wie kommſt Du denn hierher?!“

„Eben dieſes möchte ich Dich fragen,“ gab Heia mit Faſſung zurück.

„Nein,“ ſagte Hans, „Du haſt zunächſt zu berichten, Du warſt zweifelsohne vor mir anweſend. Indeſſen hier wohnt Deine Dulcinea doch nicht?“

Heia hielt es für angemeſſen zu behaupten, daß trotzdem ſeine Dulcinea hier wohne.

„Dann muß ich ſagen, daß Du Dich hier ſehr ungenirt beträgſt,“ erklärte der moraliſche Hans mit ſtrafend emporgezogenen Augenbrauen.

„Das iſt meine Sache!“ rief Heia patzig. „Wohnt hier denn etwa Deine Dulcinea?“ ſetzte er in einem Tone, den das Mißtrauen durchzitterte, hinzu.

„Allerdings!“ beſtätigte Hans unverſchämt.

„So, wer iſt ſie denn?“

Der kleine Hans machte eine Handbewegung von unbeſtimmten Umriſſen nach dem Vorhange zu.

„Ich meine nicht, wo ſie iſt, ſondern wer ſie iſt, Hans?“ half Heia energiſch nach.

Wer konnte ſie anders ſein! „Die Tochter des Hauſes," entgegnete Hans mit Selbſtgefühl.

Himmel, welche niederſchmetternde Eröffnung für den armen Heia, der geglaubt hatte, als erſter Hahn ſo mollig im Korbe zu ſitzen. Hans war offenbar ein Ungeheuer, eine Schlange.

„Und ſie heißt?" fragte er ahnungsvoll.

Der kleine Hans beſann ſich einen Augenblick, dann nannte er aufs geradewohl den Namen, den er aus den portugieſiſchen Worten des Engels allein verſtanden hatte: „Roſa!"

„Roſa! Die iſt ja meine Flamme, Hans! An der haſt Du nichts zu rühren, hörſt Du! Du Scheuſal!"

Vor Heia's Blicken ſank eine Welt von Glück in Trümmern zuſammen. Die Schlange Hans hatte ihn tödtlich geſtochen. Ewige Feindſchaft war geſetzt zwiſchen ihr und ihm. Nichtsdeſtoweniger beſchloß er wiederum mit der raſenden Geſchwindigkeit, mit welcher ſeine Ideen heute reiften, ſich doch lieber an die auch nicht üble Empfangsdame zu halten. Um indeſſen jeden Irrthum zu vermeiden, deutete er auf das Bild am Fenſter und fragte in einer an Athemloſigkeit grenzenden Spannung: „Iſt es dieſe da?"

Aber noch ehe der kleine Hans den Bilderrahmen, geſchweige denn das dunkle Oelbild in der Dämmerung erkannt hatte, trat ein Ereigniß ein, welches zum gerechten Staunen der Leſer die verwickelte Situation dieſer wahrhaften Erzählung, wenn auch nicht hinreichend klären, ſo doch in einem Punkte erheblich ändern ſollte.

* * *

Draußen hinter dem Vorhang hörte man leichte und leichtere Schritte; man hörte, wie der verhängnißvolle Name „Roſa" genannt wurde. Bereitete die Natur ſich vor, ihre Wunder zu offenbaren? Sollte ſie ſelbſt nahen, die Göttliche, Männerbeſiegende?

Und noch ehe der in freudig-tödtlichem Schreck aufgeſprungene Heia ſeine leeren Beinkleider als trügeriſche Bedeckung an ſich gepreßt hatte, wurde ihm Antwort. Der Vorhang hob ſich und herein trat —

Der verehrte Leſer wird mit dem auf die Folter geſpannten Heia den ſchönſten Engel des Weltalls

erwartet haben. Im Intereſſe der guten Sitten, deren lange Uebung ihn gewiß ſchon auf das Unpaſſende einer ſolchen Erſcheinung in dem gegenwärtigen Augenblick aufmerkſam gemacht haben dürfte, kann ich ihn beruhigen. Es trat nämlich herein —

Sehr andächtiger Leſer, beſitzſt Du Vorſtellungsgabe? Verzeih, daß ich die Unhöflichkeit begehe, Dich erſt lange zu fragen. Sonder Zweifel beſitzſt Du ſolche, und Du wirſt daher im Stande ſein, vollſtändig mit dem Schwunge Deiner Phantaſie zu erfaſſen, was ich Dir mitzutheilen habe.

Alſo herein trat — das ſchenſäligſte alte Negerweib, welches je auf zwei Plattfüßen einhergewatſchelt ſein mochte. Auf der reizenden Inſel Madeira konnte unbedingt kein fetteres, fletſchenderes und ihre Augenkugeln auf weißem Grund verdrehter rollendes Exemplar aufgetrieben werden.

Dieſe Muſterhere legte ein zweites Zwirnknäuel nebſt einer zweiten Nadel feierlich auf einen Rohrſtuhl und pflanzte ſich mit dem Ausdruck einer ſchamloſen Vergnügtheit neben dem Vorhang auf, indem ſie mit einer großen Zeugbürſte auf ſich ſelbſt

zeigend, nachdrücklich erklärte: „I be Rosa!“ — Und dann begann das furchtbare Weib in portugiesischen Worten und mit in ihrer Art sehr talentvollen Mimik zu verstehen zu geben, daß sie Beschäftigung für ihre große Bürste wünsche.

Das also war die göttergleiche Rosa, welche der kleine Hans sich blindlings hatte erobern wollen! Das war sie, derenhalber Heia im Begriff gewesen war, alle übrigen Rücksichten, welche ihn an die Erde banden, zu vergessen, um mit der Unvergleichlichen eine selige Gemeinschaft zu begründen, die von Freundschaft, Heimath und Verdienst nichts mehr wußte!

Dumpfes Schweigen erfolgte nach Rosa's verhängnißvollem Auftreten. Wie begreiflich! Und wiederum war es der geschwätzigen Zunge des kleinen Hans vorbehalten, den Bann der Erstarrung zuerst zu brechen.

„Da hast Du Deine Flamme, Heia! Pfui Teubel noch 'n 'mal!“

„So!“ rief Heia, dem die unsägliche Verachtung des Freundes das Leben wiedergab, „eben hast Du

ſie ja noch für Dich reklamirt! Bitte behalte Deinen Teufelsbraten ſelbſt!“

„Ach was!“ rief Hans ohne Würde, „Roſa! Das ſagte ich nur ſo. Meine heißt ganz anders.“

„Und meine auch,“ erklärte Heia trotzig, indem er erkannte, daß er das Bild fälſchlich benannt hatte und es die höchſte Zeit ſei, Trügeriſches fahren zu laſſen, um dem kleinen Hans das Lebendige aus den hübſchen Zähnen zu reißen.

„Na,“ ſagte Hans, „dann ſtimmen wir ja wieder ſchön überein. Meine iſt, wie geſagt, draußen.“

„Meine ebenfalls,“ beharrte Heia in ſeinem Trotze, obwohl er die Gluthen des Bruderzwiſtes um das gütige Weſen, welches ihnen beiden Nadeln und Zwirn gewidmet hatte, ſchon hoch empor lodern ſah.

„Ei, ei!“ meinte Hans mit einem Blick auf Heia's Beine, „das iſt mir allerdings erklärlich.“ — Jetzt hegte er keinen Zweifel mehr, daß auch Heia durch das Weſen mit dem Taſchentuch hierher gelockt worden war und ihr holdes Bild auch des

Freundes Herz erfüllte. Der Kampf um das leider ebenſo zweizüngige, als holdſelige Geſchöpf war alſo unvermeidbar! —

„Vor allen Dingen aber ſetz' Dich doch 'mal, Hans," mahnte Heia, den nüchternen Anforderungen des Tages entſprechend, und nahm in gutem Beiſpiel wieder ſeinen Platz auf dem Divan ein. „Soll die Here Dir etwas abbürſten?" ſetzte er ungalant auf die verſchmähte Roſa deutend hinzu, die noch immer in grinſender Erwartung an der Portière ſtand.

„Bei mir iſt's nicht viel," entgegnete Hans. „Etwas Kalkſtaub auf der Jacke. — Aber, alle Wetter, was iſt denn das? Deine ſcheint's mir nöthiger zu haben, die ſieht ja aus, als ob ſie ein Chauſſeewärter als Wiſchtuch benutzt hätte! Und Deine Hoſe — —." Hier ſtockte der kleine Hans von peinlichen Erinnerungen plötzlich befangen.

Aber ſchon hatten Heia's Falkenaugen das Gräßliche bei ihm entdeckt. „Menſch!" rief er mit ungekünſtelter Ueberraſchung, „Du auch! — Wie biſt denn Du dazu gekommen?"

„Lieber Heia, ich habe Dir ſchon einmal bemerkt:

Wer zuerſt kommt, malt zuerſt. Du haſt Deine doch ſicher vorher zerriſſen, alſo gehören Deine Bekenntniſſe an die Spitze.“

„Erſt wollen wir der liebenswürdigen Nachteule dort einen Brocken vorwerfen,“ ſchlug Heia vor, um etwas Zeit zu einem muthigen Schritt auf dem Wege der Wahrheit zu gewinnen. „Sie kann unſere Stiefel putzen, was?“

Die beiden Helden zogen ſich demnach ihre beſtaubte Fußbekleidung ab, mit welcher Roſa, eine edle Befriedigung in ihren Zügen kundgebend, hinter der Portière verſchwand.

„Ich — ja, weißt Du,“ fuhr Heia dann fort, betrachtungsvoll die beſtrumpften Zehen krümmend „ich bin hier erwartet worden, und weil ich ſchon ſo lange durch Dich aufgehalten war, kletterte ich, um den Weg abzukürzen, über eine Mauer und dabei hakte ich feſt, fiel hin und zerriß mir die Unausſprechlichen. Ein theures Vergnügen!“

„S — o — o?“ fragte der kleine Hans und ſchüttelte den Kopf über dieſe merkwürdig gleichartige Arbeit des Schickſals. „Wo haſt Du aber Deinen

Arrière mit dem Gaul gelaſſen? Denn auf Schuſters Rappen biſt Du doch ſicher nicht heraus getrabt."

„Den hatte ich natürlich nur bis hierher gemiethet, ſchlauer Hans! Biſt Du ihnen nicht begegnet?"

„Keine Spur!"

„Ei nun, dann wird der Kerl wohl einen Seitenweg eingeſchlagen haben. Aber bitte, jetzt bekenne Du erſt, ſo ehrlich, als ich es gethan."

„Gewiß," ſagte Hans, „das will ich." Und in wunderbarer Inſpiration log er: „Ich war genau, wie Du, hierher beſtellt und als ich von dem Pferde ſtieg, bin ich dummer Weiſe an einer Schnalle vom Sattelzeug hängen geblieben, wie Du an der Mauer; daher der fürchterliche Riß."

Nun war es Heia, der über die Aehnlichkeit der Geſchehniſſe den Kopf ſchüttelte. „Du biſt doch nicht etwa vom Pferde heruntergefallen, lieber Hans? Das Reiten war nie Deine Force," ſagte er unverfroren.

„Bitte ſehr!" brauſte Hans auf, „dann wäre ich wohl gar nur durch Zufall hier, ich bin aber geladen worden."

Heia ſchwieg, da ihm die Wahrheit dieſer Bemerkung vollſtändig einleuchtete. Ablenkend meinte er: „Ich glaube, Du thäteſt gut, Deine Hoſen gleich mit zu nähen, Hans. Hier nimm, was die Hexe Roſa Dir beſcheert hat.“

Darauf zog auch der kleine Hans ſeine Beinkleider aus und ſetzte ſich neben Heia auf den Divan, gleich dieſem eifrig über die Arbeit gebeugt, in ſchlohweißen Hemdflügeln über ſeinen Beinen, welche aber zur Zeit, ebenſo wie Heia's, ihren Abſchluß lediglich in hellen Socken fanden, da die Stiefeletten noch in Roſa's ſchwarzen Händen waren. So lag das Gepräge nützlicher Thätigkeit und unſchuldsvollen Seelenfriedens über beide gebreitet. Es war, als ob ſie eigens nach der paradieſiſchen Inſel Madeira geſchifft wären, um dort, fern von der Welt, in weihevoller Freundſchaft, einmal ſo recht aus Herzensgrunde nähen zu können.

Inzwiſchen erſchien Roſa wieder mit den blitzblanken Stiefeletten, ohne daß ihr Zartgefühl an den ſittſamen zwei Jünglingen Anſtoß genommen hätte. Da ihr Arbeitsdrang noch nicht geſtillt war, erhielt

ſie, nachdem Hans und Heia ſich die blitzblanken Stiefel angezogen hatten, die Jacken zum Abbürſten, was die Brave wiederum mit maßloſer Befriedigung erfüllte. Und als die Jacken zurückkamen, wurden ihr die nach Laienanſicht tadellos genähten Hoſen überantwortet. Das verſetzte ſie auf den Gipfelpunkt menſchlicher Genugthuung.

So lange die Abweſenheit der Beinkleider dauerte, welche von Roſa, die dabei ihren Mund von einem Ohr ans andere zog, im Hofe einer ſehr eingehenden Okular-Inſpektion unterworfen wurden, ſpazierten Hans und Heia auf und nieder, wie ſie es während der Wache auf dem Achterdeck gewöhnt waren. Allerdings ſahen ſie, trotz Stiefeletten und Jacke und verwegen in den Nacken geſetzter Mütze, in den ſchlohweißen Hemdflügeln nicht recht dienſtlich aus, und da ſie aus Mangel an Taſchen ihre Hände nicht in herkömmlicher Weiſe zu beſchäftigen wußten, griffen ſie den Reſt der Früchte an, den ſie einträchtig mit einander verzehrten.

Aber dieſe Eintracht, ſie ſchwamm wie alle Himmelstöchter auf Erden nur an der Oberfläche.

Es mußte einen Zeitpunkt geben, an dem die Hoſen wieder abgeliefert waren; es mußte einen Zeitpunkt geben, an welchem dieſelben angezogen ſeien, und endlich einen ſehr verhängnißvollen Zeitpunkt, an dem beide Ritter derſelben Dame unter die Augen treten würden. Wer ſollte dann die Palme davon tragen?

Dieſe drei Zeitpunkte ereigneten ſich ſodann mit außerordentlicher Geſchwindigkeit.

* * *

Die verſchwundene Schöne machte abſolut keine Anſtalten wieder zu erſcheinen; ebenſo wenig wie die grinſende Roſa wieder verſchwinden wollte. Die ſtumm-fröhliche Betrachtung der ſchmucken weißen Herren ſchien ſie als eine Art von Privatbelohnung für fleißige Reinigung, neben dem mit Ach und Krach von Hans und Heia zuſammengeſchoſſenen, letzten Schilling, in Anſpruch zu nehmen.

Hans und Heia warfen ſich daher, nach einer unumgänglich nothwendigen Muſterung vor dem

Spiegel, in Positur, was sie vortrefflich verstanden. Dann marschierten sie im Gänsemarsch, der kleine muthige Hans voran, an der staunenden Rosa vorbei, und durch den geheimnißvollen Korridor auf die Vorderzimmer zu, mit je einer zertrümmerten und je einer jungen, grünen Hoffnung im Herzen.

Hans klopfte zierlich an die Thür, die sich sofort öffnete. Der Engel stand dort, knixte etwas und machte eine einladende Bewegung nach vorn, auf welche hin Hans und Heia sich gezwungen sahen, mit einem sehr verliebten „Augen- rechts", geradewegs auf die Veranda weiter zu marschieren, von der aus ihr Einmarsch zu den überschwenglichen Seligkeiten des geheimen Paradieses begonnen hatte.

Auf der Veranda war mittlerweile ein Tischchen gedeckt worden, auf dem wiederum die wundervollsten Früchte lockten, ferner Kuchen und lieblich braungolden funkelnder Wein und endlich auch, in einer entsprechend umfangreichen Vase, Hansens Geraniumbusch.

Obgleich der Anblick dieses Tisches etwas sehr die Aufmerksamkeit Fesselndes besaß, dachten Hans und

Heia als Kavaliere in erſter Linie doch daran, der Dame für die gütige Verleihung der Mittel zu danken, welche ihnen die Welt wieder zugänglich gemacht hatten. In Folge dieſes Dankgefühls warfen beide je einen ausdrucksvollen Blick auf ihre Hoſen und ſodann auf den Engel, wobei ſie mit der Mütze in der Hand je eine tiefe Verbeugung machten.

Die Dame lächelte ermuthigend und ſagte wieder etwas in dem vermaledeiten Portugieſiſch, deſſen Erlernung in dieſem Augenblick Hans und Heia eine unerläßliche Nothwendigkeit für alle ſeefahrenden Nationen erſchien. Einſtweilen hielten ſie es aber für einen namenloſen Jammer, daß ein ſo vollkommenes Weſen nur dieſe einzige Sprache reden und verſtehen konnte. Oder ſollte ſie ſich nur ſo anſtellen und Einen täuſchen wollen, indem ſie mit dem Anderen auch ein geheimes ſprachliches Einverſtändniß beſaß?

Heia ſpähte mißtrauiſch nach Hans, und auch Hans konnte ſich argwöhniſcher Regungen gegenüber Heia nicht enthalten. Durch unwiderſtehliche Handbewegungen eingeladen, nahmen die Nebenbuhler

am Tiſche Platz und griffen zu, wobei Heia, jeden Augenblick aus purer Höflichkeit, ohne Ausſicht auf Verſtändniß, äußerte: „Thank you, very kind indeed, thank you very much!“ und Hans franzöſiſch echote: „Mille fois merci, Mademoiselle! Très aimable, très aimable, Mademoiselle!“

Die Dame ſetzte ſich ſeitwärts in einen ſogenannten Madeiraſtuhl; mit ſichtlichem Vergnügen in ihren dunklen Augen ſchaute ſie zu, wie vortrefflich es ihren Gäſten ſchmeckte.

Unter dieſem Brillant-Augenfeuer, mit einem Liebesvulkan unter der geſteiften Hemdenbruſt, zu ſpeiſen, das war ein Kunſtſtück! Ja, es war mehr als ſolches, es war Heroismus! Hans und Heia beſaßen beide dieſen Heroismus. Sie fanden ſogar obendrein noch Zeit, ſich gegenſeitig in das Land zu wünſchen, wo der Pfeffer wächſt, oder zum Kuckuck, oder zum Henker, oder wohin man ſonſt jemand zu verſetzen wünſcht, deſſen Gegenwart man als eine ſchreiende Ungerechtigkeit des Himmels empfindet.

Was iſt Freundſchaft, werther Leſer? So frage

ich Dich melancholiſch unter dem Eindruck dieſes für einen Menſchenfreund niederſchmetternden Bildes, das zwei ſo edle Männer wie Hans und Heia gewährten; Männer, von denen ſonſt einer für den anderen durch den großen Ozean geſchwommen wäre, wenn es hätte ſein müſſen.

Ja, was iſt Freundſchaft, wenn das Weib dabei in Frage kommt? — Ein Nichts! — Ein durch einen Torpedo zerſtäubtes Panzerſchiff! — Ein mittels Dynamit zerpulverter granitner Leuchtthurm! — Eine Schiffsroutine am Geburtstagsabend Sr. Majeſtät! — — Aber fort mit düſteren Gleichniſſen! Wir ändern's doch nicht, geſchätzte Leſer, auch Hans und Heia würden in ihrem moraliſchen Konflikte nicht auf unſere warnenden Worte hören.

In Heia's Buſen ſollte jetzt eine Hölle entflammen. Das herrliche Geſchöpf im Madeiraſtuhl wies ihre Zähne, gegen die das Elfenbein, welches ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt in hunderttauſend Romanen zu den Zähnen der berühmteſten Schönheiten verarbeitet worden iſt, an Glanz nichts zu

bieten hätte, und deutete, mit einem ganz ähnlich zu charakteriſirenden Lächeln um die Korallenlippen, auf den Geraniumſtrauß, indem ſie dabei Hans einen Blick zuwarf, einen Blick — o ihr Götter — der dem armen Heia das Gefühl eines Dolchſtoßes bereitete.

Und der tückiſche Hans, der das Uebermaß ſeines Triumphes hinter einer großen Traube zu verbergen ſchien, erwiderte dieſen Blick, wobei eine verrätheriſche Röthe des Einverſtändniſſes ſeine Schläfen malte. — Was hatte das für ein Bewandtniß mit dem Geraniumſtrauß? Dieſer Hans! So jung, ſo klein, und doch ſchon ein ſo großer, verdorbener Sünder! — Ja, Hans hatte ihm dieſes Weib von himmliſcher Güte geſtohlen, das ihm zugefallen wäre, falls er ſie zuerſt gekannt hätte, oder von dem kleinen Heimtücker nicht überraſcht worden wäre. — Dieſer Zwiſt mußte ausgetragen werden, wenn nicht anders, ſo durch rothes Blut!

Warum der eiferſüchtige Heia ſich aber ſolchen ſchrecklichen Regungen überließ, das hätte der kleine Hans beſtimmt nicht begriffen, denn in ihm tobte

gerade im nämlichen Augenblick ein gleicher Sturm gegen ſeinen Freund Heia.

Beim Himmel, er hatte ſich nicht getäuſcht! Der Engel hatte, juſt während von ihm der Geraniumſtrauß erröthend angeſchaut worden war, einen Blick des allerheimlichſten, ſüßeſten Einverſtändniſſes mit dem verworfenen Heia ausgetauſcht! Was mochte ſchon Alles vorher gegangen ſein, ehe er ihn und ſeine zerriſſenen Hoſen hier erblickt hatte? — Sollte der boshafte Engel ihm nur gewinkt haben, um ſich an den Qualen ſeiner Eiferſucht zu ergötzen? Dieſer Engel, den er jetzt hätte den ſeinen nennen können, wenn der unſelige Heia ihm nicht zuvorgekommen wäre! Das erforderte Genugthuung! Einer von ihnen konnte nur dies Weib beſitzen, der Andere mußte auf der Wahlſtatt bluten!

Als ein wahres Glück blieb es unter ſolchen gefährlichen Umſtänden anzuſehen, daß keine Unterhaltung die Gemüther erregen konnte, wodurch auf die Dauer eine milde Langeweile ihren beſänftigenden Einfluß auf alle drei Betheiligten ausübte; zumal als zwei, wegen Mangel an noch verfügbarem inneren

Raum, die Nebenbeſchäftigung des Eſſens und Trinkens aufgeben mußten.

„Was hilft's?“ ſeufzte Heia im Herzen, „heute kann ich hier doch nichts machen. Der kleine Hans würde mich aushungern und ſo lange er dabei iſt, hält er das entzückende Weſen in ſeinem Bann. Ich werde mir in den nächſten Tagen Urlaub erbitten, und, ohne ihm ein Wort zu ſagen, wieder hierher reiten, oder — wir müſſen uns ſchießen!“

Hans ſtöhnte im Geheimen: „Ich glaube, der verdammte Heia könnte mich geradezu aushungern. Was ſoll man hier noch lange ſitzen und zwecklos Tantalusqualen erleiden? Sie ſteckt ja doch mit ihm, ſo lange er dabei iſt. Ich reite aber, ſobald ich kann, heimlich heraus, oder — ich fordere Heia ohne Weiteres, damit die Geſchichte endlich zum Austrag kommt.“

Infolge dieſer abermals übereinſtimmenden Gedanken ſahen Hans und Heia ſich gegenſeitig an, nickten ſich verſtändnißinnig zu und griffen nach ihren Mützen.

Der Abſchied erfolgte mit unendlichen Verbeu-

gungen, vielem Lächeln auf allen Seiten und vielsagendem Handschütteln; besonders begleitete ihn das wohlgezielte Augenfeuer, durch das ein Held den andern auszustechen suchte und welches ein Unbefangener unmöglich für ein „verschämtes“ hätte halten können.

Schließlich ergriff der Engel noch zur Verblüffung beider den Geraniumstrauß und drückte ihn dem früheren Besitzer in die Hand. — Der kleine Hans war förmlich geschlagen; er wußte die naive Güte des Engels durchaus nicht zu schätzen, der mit der einen Hand auf die zahllosen blühenden Geraniumbüsche vor dem Hause und mit der anderen auf das blaue Meer deutend, die verständige Ansicht bekundete, daß er selbst genug von dem Zeug besäße, während es auf dem Oberdeck von Korvetten seltener wachsen möchte.

„Teufel, sie hat sie mir blos frisch halten wollen!“ dachte der bitter enttäuschte Hans. „Wenn Heia nur nicht hinter die Blamage kommt!“ Dieser Gedanke verlieh ihm Spannkraft, so daß er eine gerührte Dankesmiene annehmen und Heia zuflüstern

konnte: „Wie nett von ihr! Beinahe hätte ich die Blumen, die ſie mir bei meinem Eintritt ſchenkte und für mich ins Waſſer ſtellte, vergeſſen.“

So ſchwindelte der verdorbene Hans ſich glücklich einmal wieder aus einer Fatalität heraus und entfachte gleichzeitig die Eiferſuchtslohe in des Freundes Buſen um ſo ärger. —

Dieſes Mal kreuzten beide ohne Schwierigkeiten aus den Mauern in das freie Fahrwaſſer. Aber jetzt der weite Fußmarſch auf ſtaubiger Straße, bei einer immerhin noch recht hohen Temperatur! Verdroſſen, finſtere Gedanken gegen einander im verdüſterten Gemüthe bewegend, wanderten ſie der ebenſo ahnungsloſen wie friedlichen Stadt Funchal zu. Beide ſchwiegen, denn ſie wußten ja nur zu gut, daß ſie im Falle der Mittheilſamkeit ſich doch nur gräulich anlügen würden, und wenn etwas außerdem geſprochen werden konnte, es nur Eins ſein müſſe: der Kampf bis aufs Meſſer!

* * *

Eine Stunde verging und noch eine Stunde.

Die Dunkelheit verhinderte ſie, den dichten Staub zu ſehen, der Roſa's Bemühungen um ihre Stiefel und Hoſen der Vergänglichkeit überlieferte, wie eben alle irdiſchen Bemühungen zu Staub werden. — Was war ihnen die Nacht mit ihren Balſamdüften? Was der erquickende Sternenhimmel, der funkelnde Lichterkranz an dunkelen Berghängen, was der groß-artige, die Stille durchdringende Donner der gleich-mäßig fallenden Brandung?

Endlich kam das Geräuſch der Stadt, die Qual des ſpitzen Pflaſters für müde Füße, die Tortur mit wüſtendürrer Zunge und leerer Taſche an einladend erleuchteten Eis- und Weinhäuſern vorbei ziehen zu müſſen, und endlich die niederſchmetternde Entdeckung, daß das letzte Routineboot mit den letzten Beur-laubten bereits vor einer halben Stunde abgefahren war! Und dabei keinen Penny mehr zum Miethen eines Civilbootes!

Gleich den unzufriedenen Achäern, die der Be-lagerung Troja's überdrüſſig, am Strande um die verlorene Heimath klagten, ſaßen die beiden Freunde gebeugt, auf je einem Steine, am Strande und

lauſchten, wie das erbarmungsloſe Meer ihnen lauter höhniſche Grüße von ihrem Schiffe zuzutragen ſchien und wehrten mit verzweifelnden Geſten und Flüchen die bettelnd auf ſie eindringenden edlen Madeirenſer ab, die in ihren zerlumpten Taſchen wahrſcheinlich mehr des Mammons bargen, als die beiden betrübten Gentlemen in den ihrigen.

Was ſollten ſie um alles in der Welt anfangen? Schließlich blieb nichts Anderes übrig, als auf Pump in ein Hotel zu gehen. Aber dann das Strafgericht morgen und der endloſe Bordarreſt, wahrſcheinlich für die Dauer der ganzen Reiſe! — Was hätten beide jetzt darum gegeben an Bord zu ſein; ausgeruht, geſättigt, einen vernünftigen Tabak im Munde! —

„Du Heia, ich glaub', da kommt die Gig!“ rief der kleine Hans plötzlich, das traurige Schweigen unterbrechend, indem er angeſtrengt auf die See, aus deren Dunkel man in der Ferne deutlich die Lichter der Korvette blinken ſah, hinausſchaute.

„Nun geräth uns der Kommandant auch noch über den Hals; wir müſſen uns drücken, ſonſt wird's erſt recht ſchön!“ brummte Heia.

Es war wirklich die Gig, aber ohne den Souverain der Korvette, folglich ſollte ſie ihn holen. — Sie ging dicht vor der Brandung zu Anker und dann landete nach einiger Zeit, in einem Madeiraboot, der Gigſteuerer Mohnkopf, ein redlicher Menſch mit flachshaar und beneidenswerth geſunden Backen. Er begrüßte ſeine Vorgeſetzten, deren verlaſſene Lage er nicht im mindeſten ahnte, in vorſchriftsmäßiger Achtung.

„Sie wollen den Kommandanten abholen, nicht wahr?“ fragte Hans, in deſſen Haupt wieder eine jener göttlichen Eingebungen, die an Unverſchämtheit nicht ihresgleichen fanden, erwachte.

„Zu Befehl, Herr Kadett!“

„Wieviel iſt Ihre Uhr nach Bordzeit?“

„Neun Uhr dreiunddreißig und eine halbe Minute.“

„Der Herr Kommandant hat aber das Boot noch nicht ſo früh befohlen,“ entſchied Hans, indem er berechnete, zu welcher Zeit ſonſt der Schiffsbeherrſcher hier auf der Rhede bei gutem Wetter an Bord zurückzukehren pflegte.

„Nein, wir ſind eine halbe Stunde zu früh gekommen," erwiderte Mohnkopf, der ſich eine ganze für ſein Privatamüſement reſervirt hatte, zögernd.

„Sie werden uns in der Gig ſofort an Bord bringen und dann ſchleunigſt wieder umkehren, hören Sie? Wenn Sie ordentlich auspullen laſſen, können Sie wieder hier ſein, ehe der Kommandant kommt."

„Aber Hans!" rief Heia entſetzt. Dieſe Frechheit, ſich des heiligen Fahrzeugs des ſtrengſten aller Kapitäne bemächtigen zu wollen, verblüffte ſelbſt einen Heia.

Auch Mohnkopf ſperrte ſeinen geräumigen, mecklenburg-ſchwerin'ſchen Mund auf, als ob er den Befehl nicht recht verſtanden habe.

„Ach das iſt ja ganz egal," flüſterte Hans, „es bleibt das einzige Mittel, um vielleicht ungeſtraft an Bord zu kommen, falls das Glück will, daß der wachhabende Offizier nicht auf dem Oberdeck iſt. Heute hat Kapitän-Lieutenant Stopper die Wache, der beißt uns überhaupt nicht." Innerlich dachte er aber: „Was ſpielt das zuguterletzt für eine Rolle, wenn Heia mich doch todt ſchießt, oder ich ihn?"

„Die Herren Kadetten wollen wirklich und wahrhaftig mit der Gig an Bord?“ wagte Mohnkopf schüchtern zu bemerken. „Was soll ich aber man blos sagen, wenn ich zu spät zurückkomme?“

„Ei was!“ rief Hans, „was wollen Sie sagen, wenn ich Sie frage, warum Sie so früh gekommen sind? Vorwärts! Es liegt nur an Ihrem guten Willen, daß Alles glatt geht.“

Mohnkopf fügte sich, indem er sein ahnungsschweres Haupt schüttelte, soweit es ihm dienstlich zulässig dünkte.

Das Brandungsboot zur Ueberschiffung in die Gig brauchte gelegener Weise nicht bezahlt zu werden, da der Fährmann zur Verfügung des Kapitäns beordert und bezahlt war.

Die Gigsgäste machten nicht wenig erstaunte Gesichter, als Mohnkopf so schleunig zurückkam und ihnen statt eines Kommandanten zwei Seekadetten mitbrachte, warfen sich aber, dienstlich schweigsam, in die Riemen, und pullten sogar recht herzerfreuend aus, als der ritterliche Mohnkopf ihnen dies mit einem passenden Fluch nahe legte.

Hans hatte ſich der Steuerleinen bemächtigt; Heia ſaß daneben auf dem Kiſſen und dachte: „Schließlich, was ſpielt es für eine Rolle? Wenn ich falle oder Hans, ſo gilt dieſe Gig-Entführung immer noch als eine Lappalie.“

Man kam in die Nähe der Korvette. Die Gig wurde angerufen und beantwortete den Ruf in der Form, welcher ankündigt, daß es ein Boot mit Perſonen untergeordneter Rangklaſſe, die noch keine Bewillkommsehren zu beanſpruchen haben, ſei. Dann ſchoß ſie am Backbordfallreep längsſeit. — Es gab nur eine ganz kleine Rammung, eben ſtark genug, um Heia einen ſtrafenden Blick über die Steuerkünſte des kleinen Hans zu entlocken.

Die braven Kameraden ſprangen wie die Hirſche aus dem Boot.

„Schnell abſetzen! Full spite, Mohnkopf!“ flüſterte Hans.

Mohnkopf gehorchte, und bevor die wenigen Leute der Wache ſich über das ſonderbare Verhalten ihrer Gig erholten, flog dieſe bereits wieder in das Dunkel hinaus.

Da die Herren Vorgeſetzten nicht an Deck waren, ſo konnten Hans und Heia wirklich, ohne bemerkt zu werden, ihre Kojen aufſuchen. Nachdem ſie dem Bootsmannsmaat der Wache ihre Rückkehr mitgetheilt hatten, eilten ſie ſchleunigſt aufs Verdeck, über verſchiedene Schläfer in wollenen Decken ſtolpernd; durch das Vorluk ſtiegen ſie in die Batterie und drückten ſich, theils in der Furcht noch abgefaßt zu werden, theils um den Wohlgerüchen zu entfliehen, in möglichſter Beflügelung an den Hängematten der Matroſen vorbei, nach achtern in den ſicheren Unterrichtsraum.

Der Unterrichtsraum empfing ein ſchwaches Licht von der hinteren Batterie-Laterne und von unten aus der Offiziersmeſſe im Zwiſchendeck, wo einige Herren, wie man durch das offene Oberlicht beobachten konnte, trotz der Tropentemperatur, einem ehrlichen deutſchen Skat bei dampfender Pfeife und Zigarre oblagen. Kapitän-Lieutnant Stopper ſtand über den Tiſch gebeugt, ſozuſagen auf dem Sprunge, wenn auch noch einſtweilen durch den Blick in die Karten der Spieler gefeſſelt. Die Anſtrengungen der Wache mußten ihn erheblich angreifen, denn er gähnte

wiederholt mächtig und ſuchte durch manchen kräftigen Männertrunk aus einer der zahlreichen Weinflaſchen die verlorenen Kräfte eifrig wieder zu erſetzen.

Einige Kameraden wachten noch, als Hans und Heia gleich Dieben in ihr Quartier geſchlichen kamen. Sie ſteckten neugierig wie die Schildkröten ihre Köpfe aus den Hängematten und verlangten Auskunft über das Verlorengehen und Anbordkommen der beiden unzertrennlichen Freunde, wobei ſie wacker über die unſicheren Kantoniſten ſchimpften, die in einem für Alle folgenſchweren Leichtſinn mit dem Urlaub frevelndes Spiel getrieben hätten.

Hätten ſie geahnt, wie die Unglücklichen an Bord gelangt wären, ſo würden ſie vermuthlich mit geſträubten Haaren und bloßen Füßen aus ihren ſchwankenden Lagerſtätten auf die darunter ſtehenden polirten Tiſche und Bänke geſprungen ſein, um Luft für ihr „Wehe!“ zu haben, denn eine ähnliche Unthat hatte ſich jedenfalls noch nicht ereignet, ſeitdem die Fahrzeuge Sr. Majeſtät das blaue Meer befuhren.

Hans und Heia befanden ſich aber keineswegs

in der Stimmung, ſich tolerant grauſige Zukunftsbilder vormalen zu laſſen. Sie gaben ſcharfe Worte zurück und es entſtand zu nachtſchlafender Zeit ein, auch ſonſt nicht ganz ſelten vorkommendes Geſchimpfe im Unterrichtsraum, das mit halblauter Stimme durchgeführt, an Reichhaltigkeit und Deutlichkeit der wohlwollenden Ausdrücke nichts zu wünſchen übrig ließ.

So endigte dieſer abenteuerliche Tag für die edlen Freunde recht unharmoniſch. Schließlich gaben ſie den Krakehlern gar keine Antwort mehr; aber auch untereinander hielten ſie das verſchnupfte Freundesgemüth verſchloſſen, trotzdem Heia's Hängematte längsſeit von der des kleinen Hans hing. Sie reichten ſich auch nicht die Hände, wie ſie es ſonſt jeden Abend getreulich beim Gutenachtwünſchen thaten. Wie hätte das auch nach den heutigen Erfahrungen geſchehen können? — Es war herzerſchütternd, eine ſolche Anhäufung von Leidenſchaft, nur getrennt durch zwei dünne Segeltuchwände!

„Das mit der Gig," überlegte Hans, „wird ſchon überwunden, aber wenn es nun ſo lange Bordarreſt giebt, daß ich überhaupt nicht mehr an Land komme,

während wir noch hier ſind? Freilich käme Heia dann auch nicht an Land. — Doch nie mehr in die Augen der Einzigen zu ſchauen? Das hielt ich nicht aus, das würde mich um den Verſtand bringen! — Allerdings brauchte ich mich dann eigentlich nicht mit Heia zu duelliren. Das geht überhaupt nicht leicht. An Bord garnicht. Es muß doch ordnungsmäßig mit Sekundanten geſchehen. Es iſt wirklich ein Novum; in keiner vorhergehenden Seekadetten-Generation exiſtirt ein Präzedenzfall, aus dem man Belehrung für dieſen ſchwierigen Kaſus ſchöpfen könnte."

Heia reflektirte: „Da hat mir die verdammte Schneidigkeit des kleinen Hans eine nette Suppe eingebrockt! Wenn ich nun wegen lauter Vordarreſt dieſes himmliſche Weſen, wie es kein zweites auf der Welt giebt (Heia, Heia, wie war es denn mit Roſa?!!), nimmer wiederſchauen ſollte? Ich wäre dann im Stande über Bord zu ſpringen, wenn wir Anker auf gingen und würde wenigſtens, falls ich ertränke, den künftigen Geſchlechtern zeigen, wie ein Seekadett für ſeine Liebe zu ſterben verſtand. — Hans ſieht ſie dann freilich auch nicht mehr, und daß wir

uns ſchöſſen, wäre ein Unding, denn wir können doch nicht heimlich im Kreuztopp auf einander losballern.“

Nach dieſen ernſthaften und ſachlichen Reflektionen beſchloſſen Hans ſowohl wie Heia, erſt einmal den Fall, wie es alle gründliche Leute thun, zu beſchlafen und bis dahin möglichſt berauſchend von der Unvergleichlichen zu träumen.

„Gute Nacht, ſüßer Engel,“ dachte der kleine Hans noch zu allerletzt ſchlaftrunken. „Mit einem Sehnſuchtsſtammeln, das „Hans“ lauten würde, wenn Du meinen Namen kennteſt, werden ſich Deine Roſenlippen zum Schlummer ſchließen!“

Und Heia, dem bereits das linke Auge feſt eingeſchlafen war, während das rechte noch krampfhaft ein paar Mal klappte, phantaſirte dabei in ſehr verſchwommenen Umriſſen: „Gute Nacht, Du Herrliche! Deine Seidenwimpern fallen zu, nachdem der letzte Eindruck der ſchwarzen Sterne das Bild von Deinem heißgeliebten, Dir ewig treuen Heia Brenner geweſen iſt. Sleep sweetly, Thou beloved one!“ —

* * *

Sehr geſchätzte Leſer, man weiß es aus Erfahrung, daß das rauhe Schickſal ruhig und kalt ſeinen Weg verfolgt und ſich am letzten durch glühende Liebesträume von unerfahrenen jungen Leuten beirren läßt. So bin auch ich in die Nothwendigkeit verſetzt, den ehernen Tritt des Fatums verzeichnen zu müſſen, ſo weh mir dabei um unſere beiden, harmlos wie die Säuglinge ſchnarchenden Helden zu Muthe iſt. — —

Der unglückliche Mohnkopf befand ſich noch ziemlich auf hoher See, als der geſtrengſte aller Kommandanten an den Strand kam, und als er ſeine Gig nicht fand, eines der verdutzteſten und ärgerlichſten Geſichter ſeines Lebens machte. Dazu war der gemiethete Brandungsbootsmann, dem vermuthlich die einſtwillige Rückkehr der Gig die nöthige Seelenruhe zu einem Gläschen Tinto verliehen hatte, auch nicht anweſend.

Die hohe Geſtalt des bärtigen Kommandanten warf im bleichen Lichte des heraufgezogenen Mondes geſpenſtiſche Schatten auf die Strandkieſel, als er wie ein Storch über ſie ſtelzte; ein Stück hin, ein Stück

zurück. Dabei ſchleuderte er grimmige und ſehnſüchtige Blicke nach dem unſchuldig über der Kimm blinkenden Staglicht ſeines guten Schiffes und murmelte fromme Flüche, die dem Kopf des auf nächtlicher Fläche herumwiegenden Mohnkopfes ungezählte, liebevolle Berührungen in Ausſicht ſtellten.

Nachdem der Herr Kommandant ſodann einige Male mit der Säbelſcheide in das gegen vorgeſetzte Aufregungen vollſtändig theilnahmsloſe Ufergeſchiebe geſtoßen hatte, daß Kies und Funken ſtoben, wollte er ſoeben einen Zivilbootsmann aufpurren, als er endlich den wohlbekannten, weißen Punkt, der ihm die Gig bedeutete, aus dem Dunkel auftauchen ſah. Gleichzeitig knirſchten die Steine und der ſeelenruhige Leib-Madeirenſer erſchien mit ſeinen Maaten, die das Boot durch die Brandung ſtoßen ſollten. Eine herbe Enttäuſchung wurde dieſem Wackeren zu Theil, wie der Kommandant, jetzt einem zornigen Raben ähnlich, auf ihn mit einem Ueberfluß von engliſchen Verbindlichkeitstiteln eindrang. Der weiſe Mann dachte: Wenn Kapitäne raſen, halten Bootsleute am beſten das Maul und deshalb hielt er's, indem er

nur als durchſchlagendes Moment für die rechtzeitige Erfüllung ſeiner Pflicht auf die noch ziemlich entlegene Gig verwies. —

Das Madeiraboot wiegte ſich bereits wartend auf den langen Wogenrücken, als die Gig mit „Riemen bei“ heranſchor.

„Dreitauſend Teufel noch 'n mal!“ ſchrie der Kommandant dem ehrfurchtsvoll im Stehen ſchwankenden, baarhäuptigen Mohnkopf zu, „was iſt denn das für eine Schweinerei! Wiſſen Sie denn noch nicht, wann Sie auf mich zu warten haben! Ich werde Sie morgen krumm ſchließen laſſen und lieber den Gallion-Inſpektor zum Gigſteuerer machen, als Sie unverantwortliches Dromedar länger auf dieſem Poſten behalten!“

„Zu Befehl, Herr Kapitän!“ flehte der tief erſchütterte Mohnkopf. „Ich war ſchon längſt hier, aber die Herren Seekadetten befahlen mir, ſie erſt an Bord zu fahren.“

„Wer?!!“ — —

Der geehrte Leſer hätte die namenlos erſtaunte Betonung, welche der Geſtrenge auf dieſes harmloſe

fragende Fürwort legte, hören müſſen, um hinreichend zu begreifen, daß deſſen Ohren ſo ziemlich das Unfaßbarſte, was ihnen je dienſtlich zugemuthet worden war, betroffen hatte.

„Wer? — Die Seekadetten? — Meine Gig! — Zehntauſend Teufel noch 'n mal, welche Seekadetten?!“

„Es waren zwei, Herr Kapitän. Ich weiß ihre Namen nicht,“ geſtand der ſchlotternde Mohnkopf.

„Hunderttauſend Teufel noch 'n mal, ſo was lebt aber nicht mehr,“ murmelte der hohe Vorgeſetzte ganz überwältigt, indem er in die Gig hinüberſtieg.

Ein wiederholtes heftiges Schütteln des bärtigen Hauptes während der Rückfahrt bewies, wie er noch immer vergeblich die volle Ruchloſigkeit der That zu faſſen ſuchte. Er war dabei ganz ſtumm geworden, ſo ſtumm, daß er dem am Schlagriemen mit einem nie dageweſenen Eifer auspullenden Mohnkopf noch unheimlicher wurde als zuvor. — Aber was war das? — Der Herr Kommandant lachte plötzlich hell auf und verſank dann wieder in ſeine hauptſchüttelnde Stummheit.

„Der Zorn hat ihm den Verstand geraubt,“ dachte Mohnkopf, „wenn er nur nicht noch blank zieht!“

Der ehrliche Mohnkopf täuschte sich gründlich. Allerdings war der Gestrenge von einer mächtigen Regung überwältigt worden; was ihn besiegt hatte, war aber nicht der Zorn, sondern zum Heil für das Trifolium Hans, Heia und Mohnkopf — der Humor.

Ja, der grimmige Kommandant lachte ordentlich diabolisch in sich hinein über diese bodenlose Frechheit. Er forschte seinen Bootssteuerer nicht weiter aus, denn er wußte, er würde seine Pappenheimer auch allein finden, und kein Mensch auf der Welt verließ jemals erleichterter eine Gig, als Mohnkopf, nachdem der Kommandant nichts weiter als mit milder Stimme zur Gutenacht gesagt hatte:

„Auf einandermal machen Sie respektvoll, aber entschiedener, meine Ordre geltend, wenn ein jüngerer Vorgesetzter Ihnen etwa wieder Befehle geben will. Verstanden?!“

* * *

Als es nach der unabänderlichen Einrichtung der Natur Tag ward und nach einer ebenso unabänderlichen Einrichtung der Schiffsroutine Hans und Heia gähnend ihre Hängematten verlassen mußten, war ihnen doch recht bedenklich zu Muthe. Im nüchternen Tageslicht wirken gerade die nüchternsten Sachen am bedrückendsten und so verdrängte die ernste Frage: „Wie ist es mit der Gig geworden?“ augenblicklich alle übrigen Sorgen und diese Frage gewann noch erheblich an Bedeutung, als das durch das ganze Schiff schwirrende Gerücht: der Kommandant habe gestern nicht an Bord können, weil seine Gig von Seekadetten fortgenommen gewesen sei, auch in wachsenden Berichtswellen in die Seekadettenmesse und endlich an die bangen Ohren von Hans und Heia schlug.

Unter den Kameraden gelangte man zu der Ansicht, daß, wenn wirklich ein Gran Wahrheit an dem ungeheuren Gerücht sei, nothgedrungen Hans und Heia über dasselbe am besten würden Auskunft geben können. Beide erwiesen sich aber fortgesetzt als höchst ungnädig und unzugänglich gegen alle

Interpellanten und verweigerten jede Erörterung. Scheu ging man an ihnen vorüber, durch dieſes Verhalten in der Wahrheit der furchtbaren Ahnungen beſtärkt, und betrachtete beide bereits als ein paar verlorene Menſchen.

Der Unterricht ſollte beginnen. Aber kurz vorher ſtürzte ein Seekadett der Wache herein und brüllte: „Alle Seekadetten auf dem Achterdeck antreten!“

Die bange Stille vor dem Sturm herrſchte im weiten Raum. Hans und Heia, die ſich heute auch nicht „Guten Morgen“ geſagt hatten, und deshalb keinen moraliſchen Halt an einander fanden, ſackten merklich in die Knie.

Raiſonnirend drängte ſich nun die Schaar von etwa vierzig embryoniſchen Admiralen nach oben, ſich in zwei Gliedern aufſtellend. Die Quartier-Aelteſten, auch Heia nahm dieſe ehrenvolle Stellung in der Seemacht des deutſchen Vaterlandes ein, meldeten dem ganz ungewöhnlich düſter blickenden Kadetten-Offizier ihre Quartiere zur Stelle. Dann ſtanden alle regungslos, als ein wohlbekanntes, ner-

vös machendes Hüſteln erklang, und gleich darauf die lange Geſtalt des Kommandanten ſich aus dem achteren Batterieluk auf das Oberdeck ſchob.

Es war eine fürchterliche unheimliche Situation. Wenn Du ſie etwa aus eigener Erfahrung kennſt, geneigter Leſer, wirſt Du begreifen, daß die Seekadetten ſich ſo weit als möglich weg ſehnten und namentlich Hans und Heia lieber bis zur Bewußtloſigkeit lenz gepumpt hätten, als in dieſem Augenblick auf dem hinreißend ſchön geſcheuerten Achterdeck ſtramm zu ſtehen.

Was der Kommandant eigentlich für ein Geſicht machte, konnte man nicht ſehen, denn er fuhr ſich unaufhörlich mit ſeinen Händen in den großen, ſchwarzen Bartkoteletten herum. Endlich trat er mit einem kurzen Gruß vor die Front. Die lange Geſtalt ſteif aufgerichtet, mit dem gefürchteten Doppelreef in der Stirn, wirkte er entſetzenerregend. Seine dunkelen, Alles, wie man behauptete, ſelbſt Teakholz durchbohrenden Augen rollten über die Schaar, die man an Bord dieſes Schiffes für eine Sünderſchaar in Permanenz erklärt hatte.

Nur wer das Geſicht des Geſtrengen genauer beobachtet hätte, würde ein eigenthümliches Zucken um die Flügel ſeiner ſcharfgebogenen Naſe bemerkt haben. Ein Zucken, das alles mögliche Gute verkündete und im entſchiedenen Gegenſatz zu dem Augenrollen ſtand.

Nun brach er mit donnernder Stimme los:

„Es iſt ein Verſtoß gegen den Dienſt geſchehen; ein jeder Disziplin hohnſprechender Verſtoß, wie er in Sr. Majeſtät Marine noch nicht vorgekommen ſein dürfte!“

Stimmungsvolle Pauſe. Hans und Heia flehten zum Himmel, daß er ſie direkt durch alle Decke bis aufs Kielſchwein ſinken laſſen möchte, oder, wenn es nicht anders wäre, um eine kleine Explosion in der Pulverkammer.

Dann hob der Donner wieder an:

„Wenn ich die haarſträubende Frechheit, welche einige von Ihnen begangen, nach Gebühr ſtrafen wollte, wüßte ich thatſächlich nichts, was hart genug wäre! Die Herren haben wahrſcheinlich beabſichtigt, unverzüglich von Bord geſchickt und der Stamm-

diviſion zur Entlaſſung aus dem Dienſte übergeben zu werden!“

Zweite Pauſe. Sämmtliche Seekadetten waren blaß geworden. Hans und Heia ſahen vor ihren umflorten Blicken nichts wie thränenüberſtrömte Eltern nebſt einer vernichteten Zukunft.

Mit einem Male erklang es ganz ſanft weiter: „Wer von den Seekadetten hat die miſerabele Unverſchämtheit beſeſſen, mir geſtern meine Gig auszuführen? Die Thäter treten vor!“

Hans und Heia traten a tempo vor, zogen den Abſatz militäriſch klappend nach und ſtanden nun da, Augen links, bleich wie zwei Oelgötzen im Katzenjammer. Aus ſiebenzig bis achtzig Augen folgten ihnen gleichzeitig empörte und bewundernde Blicke.

„So, ſo! Alſo Sie beide waren es?“ ſagte der Kommandant ganz gemüthlich, ſich die Koteletts ſtreichend und beide garnicht unwohlgefällig fixirend. „Sie ſind mir ja nette Früchtchen, an denen der Dienſt noch etwas erleben kann. Bedienen Sie ſich aber bitte in Zukunft beſcheidenerer Mittel, wenn

Sie ſich um Urlaubsüberſchreitungen herumdrücken wollen. Zunächſt erhalten Sie Bordarreſt, ſo lange wir hier auf der Rhede ankern; was ich ſpäter noch mit Ihnen anfange, will ich mir erſt einmal überlegen. — Ich danke Ihnen."

Klapp, machten Hans und Heia ſtramm kehrt und ſtellten ſich wieder, mit jetzt hochrothen Köpfen, in die Front. Es war jedem ungefähr ſo, als ob ihm ein 27 Centimeter-Geſchütz von ſeinem Herzen gefallen ſei.

„Wegtreten!" kommandirte der Seekadetten-Offizier, der den grimmigen Kommandanten bei der unerhört milden Strafausmeſſung ganz paff von der Seite angeſchaut hatte.

Die Herren Kadetten begaben ſich wieder hinunter zum unterbrochenen Opferfeſt. Hans und Heia wurden umringt und zu dem blauen Auge, mit dem ſie davongekommen waren, beglückwünſcht. Ja, mancher Kamerad wünſchte jetzt, er hätte die Heldenthat ſelber vollbracht, die, wie alle merkten, dem für Unverſchämtheit garnicht unempfänglichen Kommandanten im tiefſten Herzensgrunde wohlgefallen hatte.

Aber Hans und Heia blieben auch der Liebenswürdigkeit gegenüber unzugänglich. Das, was noch mit ihnen „angefangen“ werden sollte, bedrückte sie nicht sehr, wohl aber litt jeder unter dem herben Schmerze, die Perle des Eilandes nicht mehr von Angesicht zu Angesicht schauen zu sollen, und nicht minder unter dem gestern entstandenen finsteren Gewölk, welches auf ihnen und trennend zwischen ihnen lastete.

Trotzdem jeder sich sehnte, seinen vollen Busen der Fremdesbrust zu öffnen, verschlossen sie sich weiter gegen einander, wie zwei dickköpfige Austern. — So ging der Vormittag hin und das Mittagessen. Jeder trat an sein Spinde und betrachtete gebeugt die am Ende doch recht schlecht vernarbten, zweitbesten Tuchhosen, welche kein Bordschneider je wieder völlig ausheilen konnte; sprechen thaten sie nicht mit einander.

Noch hatten die Kameraden diese stille Feindseligkeit nicht bemerkt; wenn sie es erst bemerkten, mußte der unerhörte Fall die allgemeine Sensation erregen.

Nach Tiſche rauchten beide ihr Pfeifchen in der achteren Backbordbatterie; aber kein gemeinſamer Spucknapf ſchlug heute ſein traulich einigendes Band um ſie, ſondern ein feindliches Geſchütz trennte ſie von einander; jeder ſpuckte in eine andere Richtung. Es war ſo wenig Zuſammenhang vorhanden, als ob Tauſende von Seemeilen zwiſchen ihnen lägen; und dennoch, mochten die Leiber auch noch ſo getrennt ſein, ihre Seelen trafen ſich in einem Punkte: trauervoll, ſehnſuchtszerriſſen, ſchwebten ſie gemeinſam um die Einzige, kaum Geſundene und auf ewig wieder Verlorene!

* * *

Als man beim Abendbrod ſaß und Hans und Heia eben überlegten, ob es ſich nicht doch ermöglichen laſſe, eine Friedenspfeife auf der Reſerveſtenge vor dem Großmaſt zu rauchen, hieß es plötzlich: Die Seekadetten Brenner und Wilder möchten zum Kommandanten aufs Achterdeck kommen.

Gerechter Himmel! ſollte er jetzt doch noch etwas mit ihnen „anfangen“ wollen?

Schleunigſt wurden die in Folge des in afrikaniſchem Klima genoſſenen, heißen Thees vollſtändig vom Schweiß aufgeweichten Papierkragen durch neue erſetzt; eiligſt wurden die Jacken abgebürſtet und dann ſtolperte das edle Freundespaar nach oben.

Da ſtand der Kommandant, liebenswürdig ſcherzend, vor einer ſchlanken Dame; daneben lehnte ein gar ſtattlicher portugieſiſcher Korvettenkapitän. — Hans und Heia näherten ſich, ſehr erſtaunt, ſehr reſpektvoll, und blieben dann in einiger Entfernung wie angeleimt kleben.

„Kommen Sie nur näher heran, meine Herren,“ rief der Kommandant, ſie jetzt erblickend; „Sie ſind doch ſonſt nicht die Blödeſten.“

Die Jünglinge gehorchten. Ein merkwürdiges Etwas zog ihre Blicke unwiderſtehlich auf die ſchlanke Dame. Eine wunderſame Miſchung von Entzücken und ſchlechtem Gewiſſen, von Verlangen und Scham, durchtoſte ſie urplötzlich. Unwillkürlich faßte jeder nach ſeiner Hoſe, und unwillkürlich guckte Hans Heia unbeſchreiblich dumm an und Heia Hans ebenſo unbeſchreiblich dumm. — Kein Zweifel, ſie war es: die

Königin ihrer Herzen, der Gegenſtand ihrer geſtern höchſt unverhüllt geſpendeten Liebesblicke, die Zeugin und Mitwiſſerin ihrer lächerlichen Reit-, Kletter- und Hoſenabenteuer!

O, ihr Heiligen! Nun wußte vielleicht der Kommandant auch ſchon Alles, und dann die Blamage vor dem ganzen Schiff!!

Mit der Haltung einer Dame von Welt und mit je einem freundlichen Blick ſah das reizende Weſen auf ihre beiden geweſenen Gäſte und nickte bejahend, als der Kommandant, auf dieſe deutend, ſie etwas in ſpaniſcher Sprache fragte.

Darauf wurden die Edlen vorgeſtellt als: Sennor Hans Wilder und Sennor Heia Brenner, was ſie mit außerordentlich tiefen Verneigungen bekräftigten.

„Sie waren geſtern bei der Dame draußen zu Gaſt, nicht wahr?“ fragte der Geſtrenge.

„Ja wohl, Herr Kapitän,“ ſagte Heia kläglich.

„Eben, ich dachte mir doch gleich, daß Sie es geweſen wären. Wegen dieſes Beſuches hatten Sie ſich auch wohl verſpätet?“

„Zu Befehl, Herr Kapitän!“ beſtätigte der kleine Hans weniger kläglich.

„Die Dame hat Sie gern ſehen wollen und ſich liebenswürdiger Weiſe erkundigt, ob Sie gut an Bord gekommen wären, was ich — hier klang die Stimme des Geſtrengen ziemlich malitiös — ihr mit Vergnügen beſtätigen konnte. — Ein Korb mit Früchten für Sie, den die Dame mitbrachte, ſteht in der Vorkajüte; mein Steward wird ihn Ihnen geben. Jetzt bedanken Sie ſich ſchön bei der Frau Kapitän!“

F — Frau Kapitän? Frau!! — Inmitten der Sphärenmuſik, die an Hans' und Heia's Ohren geſchlagen war, ſetzte dieſes Wort „Frau“ wie ein ſchneidender Mißklang ein.

Alſo nicht mehr Fräulein? Nicht mehr keuſche Jungfrau, ſie, die dazu erkoren ſchien, ihre erſte, heilige Liebe einem Seekadetten zu weihen, der ſpäter zurückkehren wollte, um vor dem Altar ihre Hand zum ewigen Bunde in die ſeinige zu legen! Und ſie hatte doch ſo fabelhaft unverheirathet ausgeſehen ſo apart, ſo als ob ſie geradezu für einen Liebestraum mit einem ſchönen, reinen Jüngling, erſt ganz friſch in die Welt geſetzt worden ſei, und nun ſchon — Frau Kapitän!

Hans und Heia fühlten es deutlich, es gab auf dieſer Erde keinen Verlaß mehr, aller Schein täuſchte hienieden; ſollte aber nicht Eines jeden Schein überdauern — das Band der Freundſchaft?

Ehe ſie über dieſe Thema weiter philoſophirten, zogen ſie es vor, ſich ſchleunigſt zu empfehlen; die Nähe des fremden Vorgeſetzten, deſſen Ehegeſpons ſie ja mit Blicken beſchoſſen hatten, welche über die Blicke der allgemeinen chriſtlichen Nächſtenliebe beträchtlich hinausgegangen waren, wurde ihnen unheimlich. Der Mann ſah aus, als ob ſein Säbel mit zwei kleinen Dolchen nicht viel Umſtände machen würde.

Bei der Verabſchiedung genoſſen ſie das Glück, dem gutmüthigen Engel den Handſchuh küſſen zu dürfen; das verſetzte ſie aber durchaus nicht mehr in den Taumel des Entzückens, dem ſie zwei Minuten vorher, ehe das Wort „Frau“ ihren Buſen durchfröſtelte, unrettbar verfallen wären. Gleichzeitig war die Blindheit der Liebe von ihnen gewichen, ſo daß ſie allerlei kleine, über Nacht an dem Engel entſtandene Veränderungen mißfällig bemerkten.

Nachdem der ohnmaßen verlockende Fruchtkorb, aus welchem eine Anzahl von Apfelsinen für den redlichen Mohnkopf reservirt wurde, als lachender Vereinigungspunkt zwischen ihnen stand, dachte Heia: „Es wäre doch ein rechter Unsinn, wenn ich jetzt noch eifersüchtig auf den kleinen Hans sein wollte, wegen eines Mädchens, das man nie mehr zu sehen bekommt und das überhaupt keins mehr ist.“

Und Hans dachte: „Ich glaube, ich biete Heia wieder die Versöhnungshand. Um das längst verheirathete Frauenzimmer, das keiner von uns je mit einem Auge wieder sieht, sich zu duelliren, wäre doch Blech in höchster Potenz.“

Demgemäß erklärte er mit offener Biederkeit: „Komm Heia, wir wollen uns wieder vertragen. Ich habe Dich gestern scheußlich angelogen; nachher gestehe ich Dir Alles.“

Heia nahm gerührt die Freundeshand des Kleinen an, indem er erwiderte: „Ich bin ebenfalls leider nicht recht bei der Wahrheit geblieben, Hans, und ich will Dir denn auch die ganze Geschichte von gestern beichten.“

Darauf verzehrten beide zum Zeichen der unumstößlichen Erneuerung des alten Bundes zunächst zwei prächtige Bananen.

„Weißt Du, Hans," begann Heia munter kauend, „das Bild gestern, was im Schlafzimmer stand, ist sie selbst! Ich habe es eben deutlich erkannt. Nur hat sie jetzt schon kleine Fältchen an den Augen; das Bild mag wohl seine zehn Jahre alt sein."

„Zehn Jahre! Zwanzig sage lieber," rief Hans respektlos. „Sahst Du denn vorhin nicht, daß sie gepudert wie eine Mehltonne war? Eine ganz alte Schachtel ist sie, vielleicht schon Großmutter!"

„Na, na, Hans, nun mach' es nur nicht gleich zu dick! Eine gute Seele bleibt sie doch, und die Bananen sind großartig, was?"

„Ja. Sie ist auch ladylike, weil sie dem Kommandanten nichts von der Hosengeschichte ꝛc. erzählt hat; wie ich merkte, daß er davon nichts wußte, ward mir gleich wieder fidel."

„In Summa, sie ist a very respectable old woman, Hans, und wir wollen ihr ein treues Andenken bewahren."

Und das thaten Hans und Heia auch. — Als ſie gemüthvoll wieder denſelben Spucknapf benutzt hatten und ſpäter unter dem Sternenhimmel ihren gemeinſchaftlichen Botelliers-Shag auf der Reſerveſtange rauchten, ſchütteten ſie dann gegenſeitig auch die letzten ſüdenbeſtäubten Falten ihrer Herzen aus und obgleich ſie rückhaltlos einander ihre Vergangenheit verziehen, dachte jeder doch im Stillen: „Ei, ei, das hätteſt Du doch wirklich nicht von dem Racker gedacht!“

Zum Schluß geſtatte ich mir nun als Autor, und wegen meines nahen Verhältniſſes zu den edlen Zeitgenoſſen Hans und Heia, dem aufopferungsfähigen Leſer vorſtehender ungewöhnlichen, aber buchſtäblich wahren Abenteuer, meinen verbindlichſten Dank auszuſprechen. Es erübrigt mir vielleicht nur noch, die ergebene Mittheilung zu machen, daß Hans und Heia ohne Gnade ihren Vordarreſt abſitzen mußten, während das Weitere, was der Geſtrenge mit ihnen anfangen wollte, gemäß ihrer richtigen Ahnung, niemals anfing. Niemals ſahen ſie auch den entthronten Engel wieder, der ihre braven Herzen ſo gegen einander verwirrt gehabt hatte. — —

Adieu Hans und Heia! Wo weilen ſie jetzt, dieſe guten Muſterknaben? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ſie mit Gottvertrauen zu anderen ſeligen Inſeln ſchifften, vermuthlich völlig darauf vorbereitet, abermals unerhörte Liebesabenteuer zu erleben, denn Racker ſind und bleiben ſie beide:

Hans und Heia.

Der geſtrandete Holländer.

Es war eine ungewöhnliche Zeit, nämlich der Krieg von Anno 70. Und eine ungewöhnliche Zeit erfordert ungewöhnliche Männer: Krieger, Helden, Triumphatoren, — kurz ganze Seekadetten nach dem Herzen Sr. Majeſtät des Königs. Darüber waren unſere alten Freunde, die Seekadetten Hans und Heia, ſich völlig einig.

Leider hatte ihnen bisher zur Erreichung dieſes glorreichen Zieles nur ein Gegenſtand gefehlt, der ſchlechterdings mit dazu gehört: der Feind.

O, Hans und Heia würden mit Wonne auf alles verzichtet haben, was ihnen lieb und theuer war — und das war garnicht wenig — wenn ſie nur ein, ein einziges Mal ein hübſches franzöſiſches Panzerſchiff hätten in die Luft ſprengen können, um

damit die entſcheidende Wendung in einer ſchwankenden Seeſchlacht herbeizuführen.

Der Himmel aber ſchien ihr Opfer nicht annehmen zu wollen, und darüber waren Hans und Heia tiefbetrübt.

So war der ſogenannte Sommer auf der gelbbraunen Jade verſtrichen. Der Feind war gekommen und gegangen, aber immer artig in nebelgrauer Ferne bleibend. Und nun ſchwirrte das Gerücht, die franzöſiſche Flotte wolle noch einmal verſuchen, die ramponirte Gloire der Armee durch einen Siegestropfen aufzupoliren, und nach Rückkehr aus der Oſtſee Wilhelmshaven forciren.

Ehe ſich dieſes Gerücht der Gemüther des arg zuſammengeſchmolzenen Häufleins der Sangviniker bemächtigt hatte, waren für Hans und Heia beſonders kummervolle Tage verfloſſen.

Zum erſtenmal in ihrem Bordleben ſchliefen ſie nicht Hängematte an Hängematte; zum erſtenmal lagen Meilen von See und Düne trennend zwiſchen ihnen. Damit war ſo manches, was ihnen das Daſein noch verſüßte, erſtickt worden, nur eins nicht:

ihr Sanguinismus! Sie waren die Paladine jenes Häufleins.

Heias Schmerzen hatten freilich durch ein berauschendes Glück ein Gegenmittel erhalten: Heia war „Kommandant“ geworden.

Du liebe Zeit, wo bleibt so ein armer Schlucker von heutigem Seekadetten gegenüber den Schwindel erregenden Ehrenstellen, zu denen ein Seekadett von Anno 70 gelangen konnte!

Also Heia war auf sechs Wochen Kommandant, ja, geradezu „Gouverneur“ einer wirklichen Insel, und der geneigte Leser wird hoffentlich nicht daran zweifeln, daß dieses glückliche Eiland einen der wichtigsten strategischen Punkte des Nordseegebietes darstellte, sozusagen den Schlüssel zu unserem ersten Kriegshafen.

Von dieser Insel aus, auf der ein damals gelöschter, dicker, alter Leuchtthurm steht, beschützte Heia, unterstützt von dem Bootsmannsmaaten Süßmilch und sechs Matrosen, die deutsche Küste, indem er gleichzeitig über ein Dutzend Weiber, eine mit Ehrfurcht erfüllte Kinderschar und einige hustende, alte Männer

— Hunde, Schafe und Hühner noch gar nicht mitgerechnet — regierte. Die jüngeren männlichen Insulaner waren als unsichere Kantonisten „verschickt“ worden.

Und dies alles lag in der Hand Heias, der zwar ein hoch aufgeschossener Bursche war, aber doch noch die kurze Jacke trug.

Der Herr „Kommandant“ verblieb dabei im Verbande seines Schiffes, der Panzerfregatte — nennen wir sie „Albrecht Achilles“, da wir ihren Namen aus Diskretionsgründen nicht mittheilen dürfen.

Der kleine Hans aber war derweilen als ordinärer Wachkadett an Bord des nämlichen Schiffes zurückgeblieben, und der „Albrecht Achilles“ ankerte nebst den übrigen Geschwaderfahrzeugen zur Zeit drinnen auf der Binnenrhede.

Wenn es nicht sein Busenfreund Heia gewesen wäre, der kleine Hans würde vermuthlich aus Neid geplatzt sein, als die ehrenvolle „Ernennung“ für jenen eintraf; so aber hatte sein besseres Ich ihn vor dem Platzen behütet, und nur eine grenzenlose Sehnsucht nach dem Kameraden peinigte ihn, deren

Offenkundigkeit ihm in der Messe den Namen „Strohwittwe“ eintrug.

So! So weit wären wir nun mit der Vorgeschichte, und nun geht die eigentliche Geschichte erst los:

Es ist heute — unglaublich, aber wahr — blauer Himmel; auch die gelbe Jade kokettirt in einem vergänglichen Blau. Da fliegen ein paar schwarze Punkte zum Vortopp des Admiralschiffes empor, die sich unmittelbar darauf als bunte Flaggen entfalten.

Signal an den „Albrecht Achilles!“

„Kontresignal vor!“ kräht der kleine Hans, der mit einem riesigen Kieker unter dem Arm die Wache geht. Aufgeregt dreht er an den beiden winzigen Haarbörnchen, die rechts und links an seinen Mundwinkeln starren.

„‚Albrecht Achilles‘ zehn Uhr Anker aufgehen; dann nach eigenem Ermessen handeln,“ lautete die Sprache der Flaggen.

Hurra! Durch das ganze Schiff ging es wie ein elektrischer Schlag; wenigstens durch die ganze See-

kadettenmeſſe und vor allem durch den ganzen kleinen Hans. Was konnte dieſer Befehl anders bedeuten, als daß der „Albrecht Achilles“ anerſehen ſei, eine kühne Rekognoszirung, wohl gar einen kleinen Handſtreich gegen die Franzoſen auszuführen!

Die Offiziere, die es wiſſen konnten, was im Werke war, hüllten ſich in geheimnißvolles Schweigen.

Punkt zehn Uhr ließ der mächtige Rotationsſchlag der Schraubenwelle den Panzerkoloß erzittern; die Schraubenflügel warfen den Schaum auf, und, fürchterlich qualmend, ſchlenderte der „Albrecht Achilles“ im Vorwärtsgleiten alles Waſſer, was ihm vor den Bug kam, rückſichtslos zur Seite.

Der Himmel ſchien die gewagte Aktion unter ſeinen beſonderen Schutz nehmen zu wollen. So angenehm das ſchöne Wetter an ſich war, unter den veränderten Verhältniſſen mußte es als durchaus unpaſſend bezeichnet werden. Dieſe ſtrategiſche Erwägung war es jedenfalls, die den Himmel nun veranlaßte, ſich mit einem urplötzlich hereinbrechenden Seenebel zu verfinſtern und den „Albrecht Achilles“, nachdem dieſer kaum ein halbe Meile gedampft hatte, in einen undurchdringlichen Schleier einzuhüllen.

Der kleine Hans bereitete ſich auf den Tod vor. Hauptſächlich, indem er ſich mittags noch einmal gründlich ſatt aß. Es gab Pflaumen und Klöße, gerade das Gericht, das er ſich extra für eine Henkersmahlzeit beſtellt haben würde.

Während dieſer hochherzigen Vorbereitung paſſirte etwas ſehr Unangenehmes.

Plötzlich ſchien die Schraubenwelle müde zu werden! ſie that noch einige ſchwerfällige Schläge, um dann ganz ſtill zu ſtehen. Nun ein Gepolter, ein Raſſeln, einige Rucke — der Anker war gefallen!

Der kleine Hans, der von der Wache abgelöſt in der Meſſe verweilte, ſtieß einen bedauerlich kernigen Fluch aus. Auch die anderen unten befindlichen Kameraden äußerten ihre Unzufriedenheit in bedauerlich ſtarken Ausdrücken.

Natürlich, ſo ging es ja immer den ganzen Sommer hindurch! Erſt „klar zum Gefecht“, und dann „klar beim Anker“!

„Sie haben keinen Mumm da oben!“ knirſchte der kleine Hans, indem er mit dem Daumen nach einem imaginären Punkte menſchlicher Höhe wies.

„Himmelſakrament! Wenn wir doch ſchon ſo weit wären!" rief ein anderer und ſchlug mit der Fauſt auf die Backskiſte[1]).

„Ja, und dabei ſoll man ſich das eiſerne Kreuz verdienen!" klagte ein Dritter.

Da ſteckte ein von Deck kommender Kamerad, der für einen widerwärtigen Skeptiker galt, ſeine Naſe durch den Spalt der ſeitwärts geſchobenen Thür und ſchrie in die Meſſe[2]) hinein:

„Herrſchaften, wer wettet gegen? Mit den Franzoſen war es wieder Mumpitz! Wir ſollen bloß — Scheiben zu Schießübungen ausfahren!"

„Raus!!" brüllte der kleine Hans und feuerte ſein zuſammengerolltes Peajackett[3]), das er ſoeben behufs eines Mittagsſchläfchens unter ſein edles Haupt legen wollte, in die Richtung, in welcher die höhniſche Miene des Skeptikers ſich zeigte.

Dieſer verſchwand; die Thür flog zu. Der kleine Hans aber holte ſich knurrend ſein Peajackett wieder und drehte ſich auf ſeiner Backskiſte gegen die Bord-

---

[1]) Wandbank mit Kiſten. [2]) Wohnraum. [3]) Ueberzieher.

wand, um von der elenden Gegenwart nichts mehr zu ſehen und zu hören.

Nachmittags hatte der Nebel ſich nur wenig gelichtet. Man ſah die Möven kaum, die kreiſchend und, gelegentlich auf treibende Abfälle ſtoßend, das Heck[1]) umflatterten. Trübſelig gluckerte der gelbgraue Strom um die ſchwarzen Eiſenwände.

Da erkor die Vorſehung den kleinen Hans zu einer ehrenvollen Miſſion.

Hans lag noch in Form eines Fragezeichens höchſt künſtlich „aufgeſchoſſen“ auf dem harten Holze, als er durch ein unſanftes Rütteln an der Schulter gepurrt[2]) wurde.

„Heiliges Gewitter noch 'n Mal, was ſoll das — — —“

„Sie ſollen ſich klar machen, eine Depeſche nach der Telegraphenſtation an Land zu fahren!“

Der kleine Hans fuhr empor, und da er in dem Purrenden den Skeptiker erkannte, faßte er die ihm verborgenen guten Abſichten des Himmels zunächſt ſehr oppoſitionell auf.

---

[1]) Hintere Abſchluß des Schiffes. [2]) Geweckt.

Allmählich aber ſchnallte er ſich ſeinen Dolch um; zog, da es empfindlich kalt war, ſein Peajackett über und meldete ſich dann beim wachhabenden Offizier ſtramm zur Stelle.

„Die Dampfbarkaß und die Kutter ſind fort; Sie müſſen mit der erſten Pinnaß fahren. Nehmen Sie einen Kompaß ins Boot und ſteuern recht Weſt-Süd-Weſt. Jetzt läuft noch Fluth; mit dem Ebbeſtrom können Sie in drei Stunden wieder hier ſein. Ich danke!“

Der kleine Hans barg die Depeſche in ſeinen Buſen, ihr einen bedeutſamen ſtrategiſchen Inhalt beimeſſend, und ſprang dann mit der Miene eines Seehelden in ſeine Pinnaß, ein unglaublich ſchweres Boot.

„Los vorn! fallen Riemen![1]) Ruder an überall!“

Die zehn Pinnaßgäſte legten ſich ins Zeug, und das Boot verlor ſich ruderknarrend im Nebel.

Es ſtand faſt gar keine See; es war überhaupt kein bißchen Gefahr vorhanden; kurz es war ausgeſprochen langweilig.

---

[1]) Ruder.

Der kleine Hans hatte keinen Bootssteuerer mitbekommen und mußte selbst die Steuerpinne regieren. Er machte einige gnädige Witze mit dem durch seine Intelligenz wenig berühmten Matrosen Schiephenne, die im ganzen Boote bereitwilligste ehrerbietige Heiterkeit erregten; gestattete ebenso gnädig das Rauchen und klemmte sich dann selbst sein Shagpfeifchen zwischen die weißen Zähne.

Den Blick auf die leichtschwankende Nadel des Kompasses gerichtet, versank er darauf in berückende Phantasieen.

Er sieht plötzlich ein spionirendes französisches Boot aus dem Nebel auftauchen. Die Franzosen wollen ihn gefangen nehmen. Seine Ehre, die Depesche, das Vaterland — alles steht auf dem Spiel! — Was thun? — Man ist auf solchen Fall nicht vorbereitet gewesen. — „Kameraden!“ ruft er seinen Pinnaßgästen zu, „zeigen wir, daß wir Preußen sind! Klar zum Rammen! Volle Kraft voraus!“

Und während ein Kugelhagel aus den französischen Gewehren die wackeren Leute überschüttet, saust die Pinnaß vorwärts und — wunderbar ge-

ſchickt geſteuert — direkt in die Breitſeite des leichten franzöſiſchen Bootes hinein. Die Wirkung iſt eine großartige. Der Franzoſe ſinkt binnen wenigen Sekunden mit Mann und Maus weg!

Hans iſt (leicht natürlich) verwundet worden. Die ſchwimmende Trikolore nebſt einer ſchwimmenden Briefſtaſche mit ſehr wichtigen Papieren fiſcht er auf. Belobigung vor der Front, eiſernes Kreuz zweiter Klaſſe, Beförderung zum Unterleutnant — ſind die Konſequenzen. Der kleine Hans iſt mit einem Schlage die geehrteſte Perſon in der ganzen Marine geworden!

Schweigend ruderten die Matroſen gegen den bereits „gekenterten“ Strom; d. h. Hochwaſſer war vorüber, es lief ſchon Ebbe. Das Feſtland mit der Telegraphenſtation konnte nicht mehr fern ſein.

Die Riemen knarrten im langen Takte in den Dollen[1]), taktmäßig klatſchten ſie in die trübe Fluth; am Buge rauſchte es, und der Nebel rieſelte durch die Kleider.

Hans, Hans! Das Boot liegt ja erheblich weſt-

[1]) Bordeinſchnitte für die Riemen.

licher an, als Weſt-Süd-Weſt! Und der Strom findet eine tückiſche Freude darin, es heimlicherweiſe noch weiter aus dem Kurs zu bringen! Laß Dich warnen, armer kleiner Hans!

Dieſer aber ſpann ſeine Phantaſieen fort.

Auf Befehl des Königs iſt ihm das Kommando über einen Kaper gegeben worden, welcher der Schrecken der franzöſiſchen Küſte wird. Es regnet Priſengelder. Hans avancirt in raſcher Folge zum Leutnant zur See und Kapitänleutnant und kehrt ſchließlich als Korvettenkapitän, mit dem eiſernen Kreuze erſter Klaſſe, friſch und munter aus dem beendeten Kriege zurück. — — — In edler Beſcheidenheit wandelt der blutjunge Stabsoffizier dann zwiſchen den ſtolz um ſich blickenden Eltern durch die Gaſſen der Heimathsſtadt. — Ha, wer lugt dort, von Purpur übergoſſen, hinter einer Fenſtergardine hervor? Iſt das nicht — — —

„Schrumm, da ſitzen wir!“ rief hier der Mann am Schlagriemen, Matroſe Brettfoot.

Ohne Zweifel, man ſaß; und zwar mit einer Behemenz, die einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre.

O je, war das eine öde Versetzung in die Gegenwart!

„Streich überall!“[1]) schrie Hans. — Jawohl, streichen! Die Pinnaß schien zu denken: wenn schon, denn schon, und setzte allem Zurückrudern einen halsstarrigen Widerstand entgegen.

Hans erfaßte die Situation. Er ließ die Wassertiefe sondiren. Ueberall war es flach.

„Stiefel und Strümpfe aus; Hosen 'rauf und den Kahn 'runterschieben!“ kommandirte Hans.

Willig sprangen die Pinnaßgäste in das um diese Jahreszeit schon eisig kalte Wasser und stemmten sich gegen das Boot. Hans an der Spitze. „Zu—gleich! Zu—gleich!“ sangen die Leute aus, indem sie schoben.

Und es ging auch; aber nur eine Weile, dann saß das schauderhaft schwere Fahrzeug wieder im Sande.

Bombenelement, man steckte augenscheinlich mitten auf einem weit ausgedehnten, hochgelegenen Schlickfelde[2]), über das man ahnungslos hinkutschirt war!

[1]) Die Ruder zurückbewegen. [2]) Schlick ist der von der Wasserbewegung fein zerriebene, mit organischen Bestandtheilen durchsetzte Sand.

Ach Gott, und die nun unbeſtellbare wichtige Depeſche!

Dem kleinen Hans ward es kreuzelend zu Muth. Traurig ſchüttelte er den Kopf. „Armer Hans,“ dachte er, „mit deiner Karriere biſt du fertig!“

Und dieſer Nebel! Ja, wenn man noch etwas hätte ſehen können! Allein, in zehn bis zwanzig Schritten brütete ein undurchdringliches Grau in der Runde. Bald würde auch der Abend hereinbrechen. Es war ſo gut wie ſicher, daß, falls man nicht von zur Suche ausgeſchickten Booten gefunden wurde, man bis zum nächſten höchſten Waſſerſtande, alſo die ganze bitterkalte Nacht hindurch, im offenen Boote zubringen mußte!

Von den Knieen der watenden Männer ſank das Waſſer bis zu den Knöcheln, und bald ſtanden ſie alle auf dem entblößten Schlick. — Indem ſie nun ringsum nach dem tiefen Waſſer einer etwa zwiſchen den Watten[1]) ſich hinziehenden Fahrrinne ſuchten, ſtieß Schiephenne mit einem Mal einen

[1]) Die mit Schlick bedeckten Sandbänke.

Schrei des Schreckens aus und deutete mit gestrecktem Finger geradeaus.

Die ganze Gesellschaft blickte, den Schritt hemmend, in die bezeichnete Richtung.

Der Schein der untergehenden Sonne schimmerte schwach durch den Wasserbläschenschleier hindurch, und hinter diesem Schleier ragte in undeutlich gespenstischen Umrissen ein gigantisches Schiff mit einem Riesenmaste empor.

„Nanu!“ rief der kleine Hans konsternirt. Zunächst dachte er an ein gewaltiges französisches Panzerschiff; aber dieses Fahrzeug glich in seinen Dimensionen und seiner Verzerrung eher dem fliegenden Holländer.

Doch wie alle noch, Augen und Mund aufgerissen, breitbeinig dastanden, löste Brettfoot, als erfahrener Matrose erster Klasse, die bangen Zweifel.

„Das is man eine festgekommene Kuff[1]), Herr Kadett; die sieht man bloß bei den Nebel und die Sonne so bannig groß aus!“

Der kleine Hans aber reckte sich, ungeachtet

[1]) Einmastiges Küstenfahrzeug.

dieſer ſcheinbar beruhigenden Auskunft zu ſeiner vollen Höhe auf.

„Brettfoot,“ befahl er, „ziehen Sie die Pinnaß-gäſte hier zuſammen, nachdem Sie ſich alle mit Riemen, Bootshaken u. ſ. w. bewaffnet haben!“

„Aber Herr Kadett, ſo 'ne Kuff hat doch man anderthalb Mann, und die thun uns nix!“

„Menſch, Brettfoot, begreifen Sie denn nicht, daß etwas nicht in Ordnung iſt? Die Kuff durfte als Zivilfahrzeug hier ja gar nicht fahren! Wenn ſie das trotz des Verbotes und trotz der ausgelegten Torpedos gethan hat, ſo muß die Sache doch ihren Hintergrund haben?“

Brettfoot kratzte ſich hinterm Ohr.

„Wiſſen Sie nicht, daß es Spione in der Welt giebt, die ſich unter friedlicher Maske anſchleichen? Wiſſen Sie nicht, daß die Franzoſen beſondere Heim-tücker ſind?“ fuhr Hans fort.

Brettfoot nickte.

„Na alſo!“ rief der kluge Hans. „Und jetzt, marſch! Ich“ — er athmete tief auf — „rekognoszire zunächſt allein. Sowie ich ‚Brettfoot!‘ rufe, bin

ich gefährdet, und Sie kommen mir sofort zur Hilfe. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Kadett!“

Der kleine Hans athmete noch einmal auf, faßte den Dolchgriff mit der Rechten und ging langsam, aber unerschütterlich gegen das gespenstische Fahrzeug vor.

Wahrhaftig, in der Nähe besehen war es eine ganz gewöhnliche Kuff; nur strömte sie einen unbeschreiblichen Geruch aus.

Vorsichtig — vorsichtig — fliegenden Athems wagte sich Hans dem halb auf der Breitseite liegenden Schiffe näher.

Kein Laut unterbrach die unheimliche Stille.

Hans umschlich die Wasserlache, die sich unter dem eingesunkenen, schweren Schiffsrumpfe gebildet hatte. Leise knirschte der nasse Sand unter seinen Tritten.

Siehe da! Der Name des Fahrzeugs am Heck war augenscheinlich übermalt; ein äußerst belastendes Moment!

Nichts rührte sich an Bord.

Da ſchwang ſich der Verwegene in das Tauwerk des Bugſpriets und kletterte geräuſchlos hinan. Den Kopf über die Bordwand vorgeſtreckt, ſpähte er auf das Deck. — — Abſolute Leere! — Schon wollte er ſich anſchicken, die Regeling[1]) zu überſteigen, da — fuhr urplötzlich ein Etwas vor ihm auf, — wie der Teufel aus dem Kaſten — und geradewegs in ſein Geſicht.

„Brettfoot!“ ſchrie er unwillkürlich, vom Schreck überrumpelt.

Und mit „Marſch, marſch, Hurra!“ kamen die Wackeren unter furchtbarem Schlachtgebrüll dahergeſtürmt.

Im Umſehen befand ſich das feindliche Schiff in ihrer Hand.

Hans hatte ſich mittlerweile ermannt und ſtand nun mit gezücktem Dolch vor einem leichenblaſſen Decksjungen, in deſſen zitternden Händen ſich der Gegenſtand drehte, der durch ſein unerwartetes Emporfahren den kleinen Hans ſo aus der Contenance gebracht hatte: eine holländiſche Zipfelmütze.

---

[1]) Bordwand.

Die Situation wäre für unſeren Helden einigermaßen peinlich geweſen, wenn nicht glücklicherweiſe jetzt aus der hinteren Luke zwei drohende, robuſte Geſtalten aufgetaucht wären, von denen die eine eine roſtige alte Flinte, die andere ein Küchenbeil ſchwang. Damit war die Gefahr, in welche ſich der tapfere Hans geſtürzt gehabt hatte, glänzend erwieſen.

Beim Anblicke der vielen Uniformirten ſenkten die auf der Bildfläche erſchienenen Vertheidiger aber ſchleunigſt ihre Waffen. Es waren der ‚Schiffer und ſiene Fru‘, die vermuthlich gedacht hatten, Strandräubern in die Hände gefallen zu ſein.

Hans befahl, das Schiff zu durchſuchen und etwa verſteckte ‚Feinde‘ zu entwaffnen, worauf Brettfoot melden konnte, daß außer einer bedeutenden Käſeladung nichts Verdächtiges zu finden ſei.

Daraufhin ſteckte der kleine Hans ſeinen Dolch wieder ein und ſtellte ein hochnothpeinliches Verhör an.

Der alte Schiffer, ein Holländer, ſprach etwas plattdeutſch, die Frau nur holländiſch und der Junge gar nichts.

Nach und nach bekam Hans heraus, daß er den

Schiffseigenthümer Pieter Goritzen nebſt Familie vor ſich habe, die mit ihrer Kuff ‚Antje von Groningen‘ eine Ladung Käſe für eine Bremer Firma auf verbotenem Wege durchſchmuggeln wollten, wobei die ‚Antje von Groningen‘ wegen mangelnder Seezeichen, gleich der Pinnaß, auf den Sand gerathen war.

„Mann,“ ſagte der kleine Hans ſtrenge, „Sie mußten doch wiſſen, daß hier jetzt kein Ziviliſt fahren darf!“

„Nee,“ erwiderte der alte Goritzen und ſchüttelte ſein ehrwürdiges weißes Haupt, in dem ſeine wäſſerigen, blauen Aeugelein liſtig glänzten, „gehört hatte ich wohl davon, aber wiſſen that ich es nicht.“

„Und die Torpedos!“ ſagte Hans mit emporgezogenen Augenbrauen. „Iſt Ihre verflirte Käſefuhre alle dieſe Gefahren werth?“

Goritzen lächelte überlegen.

„Und jetzt,“ beharrte Hans noch ſtrengeren Tones, „muß ich Sie erſuchen, mir ſofort an Bord meines Schiffes zu folgen, damit Sie ſich — —“

Er ſtockte. Zum Henker! Im Hochgefühle des

Richteramtes hatte er ja ſeine eigene Patſche vergeſſen!

„Soll es gleich ſein?“ erkundigte ſich der Holländer ſcheinbar demüthig.

Hans wurde roth. „Nein, ſpäter! Mein Boot — ſitzt nämlich auch.“

„Iſt 's die Möglichkeit! Dann müſſen wir ja noch warten,“ meinte Goritzen bedauernd. „Aber wiſſen Sie was? Die Nacht im Boot zu lauern, das iſt kein Spaß, Herr! Da bleiben Sie man lieber bei mir an Bord. Einen Schluck Genever hab' ich wohl auch noch.“

Hans merkte die Beſtechungsabſicht. Allein, was war zu thun? Man mußte dem lieben Gott innig dankbar ſein, daß er die ‚Antje von Groningen‘ ſo gnädig zum Nachtquartier hatte ſtranden laſſen.

Der Nebel hatte ſich inzwiſchen etwas zertheilt; in der Dämmerung ſah man, etwa hundert Schritt über die Kuff hinaus, das Fahrwaſſer blinken; trotz erneuerter Verſuche erwies es ſich als unmöglich, die Pinnaß bis dorthin zu ſchleppen. Hans ließ ſie entſprechend lang verankern, und dann niſtete ſich die ganze Beſatzung auf der ‚Antje von Groningen‘ ein.

Mutter Goritzen braute aus dem Genever einen ſteifen Grog, der den durch das lange Stehen im kalten Waſſer fröſtelnden jungen Leuten außerordentlich wohl that. Bei Laternenſchein lagen ſie im Raum, maleriſch um den Geneverkeſſel gruppirt, oben auf den Käſen und amüſirten ſich wie die Schneekönige über ihr Abenteuer.

Hans nahm Quartier in der winzigen, molligen Kajüte, die ſich einer echt holländiſchen Sauberkeit erfreute. Der penetrante Duft der Ladung genirte ihn nicht mehr, jedoch es war ihm ſehr wehmüthig zu Sinn. Mit den Franzoſen war es nichts geweſen, und mit ſeiner Heldenhaftigkeit — eh, Schwamm drüber! — Und dann die Depeſche! Käſeprise gegen Depeſche — würde das einander ausgleichen? Kaum! —— Die Unterhaltung mit Goritzen war auch nur ſo, ſo. Dieſer genoß ein Glas ſeines ausgezeichneten Grogs nach dem anderen, und der kleine Hans that in ſeiner Wehmuth desgleichen. Ein ungeheueres Verlangen nach ſeinem Heia erfaßte ihn. Sie hatten ſich immer gegenſeitig aus ihren Klemmen herausgeholfen; ſo würde es auch dieſes Mal geweſen ſein!

Je mehr Grog der kleine Hans trank, deſto wehmüthiger ward ihm. Er kletterte immer ſeltener nach oben, um pflichtgemäß den Poſten zu revidiren und zu ſehen, ob die Topplaterne brenne, die man nach völlig rein gewordener Nachtluft vom „Albrecht Achilles“ zu ſehen vermochte. Er mußte ja ſeine Schuldigkeit thun, damit er eventuell gefunden werden konnte.

Schließlich blieb er mit ſchweren Augenlidern ganz auf ſeiner Bank ſitzen.

Der enge Raum war von einem ſchier undurchdringlichen Tabaksqualm erfüllt, zu dem Pieter Goritzen und Hans um die Wette das Ihrige beigeſteuert hatten. Die Kuckucksuhr tickte und ſtieß bei den vollen Stunden ihren, in dieſer Umgebung ſehr merkwürdig berührenden Frühlingsruf aus. — Mutter Goritzen hatte ſich mit Sack und Pack in das eine Kojenbett zurückgezogen; Vater Goritzen folgte ihr, nach erlangter Bettſchwere, geſtiefelt und geſpornt, in das andere, das Hans in einem Reſte ſpartaniſchen Pflichtbewußtſeins abgelehnt hatte.

Endlich ward es manſeſtill in der Kajüte; auch

das muntere Treiben in dem Käferaum war verſtummt.

Ueber das Deck ſchlich der junge Goritzen. Er ſtieß mit dem Fuß an den Poſten, den Matroſen Schiephenne, worauf er vorſichtig das Topplicht auslöſchte. Man hatte Unkoſten genug, wozu noch unnütz das Oel verbrennen? Nach geſchehener That legte er ſich in ſeinem Bugverſchlage aufs Ohr.

Bald darauf erhob Schiephenne ſich. „De ohl Kuff ſteelt uns doch keen Minſch hier weg!“ murmelte der Brave und wankte ebenfalls nach einem wärmeren Plätzchen unter Deck.

Die Luft war in den oberen Regionen ſichtiger geworden; zwiſchen den Wolken ſchimmerten einzelne Sterne. Sonſt lag tiefe Dunkelheit über dem einſamen Watt und dem einſamen, ſtillen Schiff. Todestraurig klagte der Wind durch das Takelwerk.

Gar nicht weit von der Kuff entfernt aber zeichneten ſich ungewiſſe, düſtere Umriſſe am Horizont ab, wie von Dünen und einem thurmartigen Gemäuer.

Trotz Kälte, Nacht und Graus ſtapften zwei von Thatendrang erfüllte, ernſte Männer durch den tiefen Dünenſand auf den alten Thurm zu.

„Halt! wer da?“ rief der Poſten.

„Eulalia von Portugal!“ ſchallte die Antwort.

Mit tiefſter Befriedigung gab Heia dieſe von ihm ſelbſt erfundene zarte Parole und erklomm dann, begleitet von dem Bootsmannsmaaten Süßmilch, die engen, ausgetretenen Stufen.

Als ſie auf die Galerie hinaustraten, vom Nachtwind umbrauſt, deutete Süßmilch eifrig auf das düſtere Meer hinaus, in dem ein noch dunklerer Gegenſtand ſichtbar war.

„Da liegt det verdächtige Fahrzeug, Herr Kadett! Der Matroſe Bauer IV hat deutlich ein jroßes Kriegsſchiffboot dabei jeſehn. Tat ſie vorhin mit Lichtern ſignaliſirt haben, daruff laſſe ick mir den Kopp abhauen! — Da hätten wir alſo endlich den ſogenannten casus belli, Herr Kadett!“

Heia ſtarrte durch das Nachtglas, während ſeine Shawlenden flatterten.

Die Sache war ſonderbar, höchſt ſonderbar! Eine

ehrliche Kuff hatte hier vor seiner Insel schlechterdings nichts zu suchen, und — beim Himmel, dort war wirklich das feindliche Boot erkennbar! Die Bootsbesatzung konnte nur an Bord der Kuff gegangen sein, wo sie wahrscheinlich die Zunahme der Fluth erwartete, um dann ihren Schlechtigkeiten gegen sein Eiland freien Lauf zu lassen.

He, hatte er, Heia, es nicht immer gesagt, daß man zur Vertheidigung einer Insel eine Kanone haben müsse? Und sie hatten ihm keine gegeben, die weisen Herrn da oben! Die ganze Kuff hätte er jetzt wegblasen können! — Aber, — — — wenn es schließlich gar keine Franzosen wären? — Hm, hm, hm!

„Süßmilch, sind Sie auch bombensicher, daß es keins von unseren Booten sein kann?“

„So sicher, als dat ick einstmals zu Stralau das Licht der Welt erblickt habe, Herr Kadett! Es ist ein jroßes Boot, wie von einem Panzer, und unsere Panzer sind doch alle uff die Binnenrhede!“

„Freilich, aber bei dieser Kartoffelsuppe in der Luft — — —.“

Süßmilch räuſperte ſich. „Der Bootsmannsmaat Süßmilch hatte die Wache, mit Reſpekt zu ſagen, Herr Kadett! Und wo der die Wache hat, da jeht keen Regenwurm unbemerkt durch die Lappen!“

Bei dieſen Worten hatte der würdige Unteroffizier ſich ſtraff aufgerichtet und — wahrſcheinlich aus innerer Hochachtung vor ſich ſelber — die Hand ſalutirend an die Mütze gelegt.

„Außerdem,“ fuhr er milder fort, „haben die Wattfiſchers ja die Nachricht mitjebracht, dat der Franzmann wieder in die Nordſee ſpuckt, Herr Kadett.“

„Das hätte uns doch eigentlich ſchon offiziell notifizirt werden müſſen, Süßmilch.“

„I wo, Herr Kadett! Notafiziren! Det jeht nich immer ſo fix! Wat ſo die richtigen Wattfiſchers ſind, die wiſſen ſo wat ooch allemal vierundzwanzig Stunden früher, als die Herren Admirale.“

In Anbetracht, daß das gute Einvernehmen mit Süßmilch die Baſis ſeines Regimes bildete, ließ Heia dieſe ſubalterne Kritik hoher Vorgeſetzter ſchwei-

gend durchgehen und — was der Menſch wünſcht, das glaubt er! So war es dem alten Unteroffizier ergangen, ſo erging es dem jungen Kadetten. Kampf, Beförderung, Ruhm, dieſe Bilder vereinigten ſich zu einer herrlichen Sonne, die Heia blendend durch die Nacht entgegenſtrahlte.

Nun ward ein Schlachtplan entworfen, und bald darauf entwickelte ſich am dunkelen Strande ein aufgeregtes, aber faſt geräuſchloſes Treiben.

„Wenn es nur noch eine Weile ſo hübſch finſter bleiben wollte!“ dachte Heia.

Die Hand auf dem im Gurt ſteckenden Revolver, ſtand er dabei, wie die mit Büchſe und Entermeſſer bewehrte Beſatzung — es war ja juſt ein halbes Dutzend — das „Stationsboot“ durch den abwärts fallenden Schlick ins Fahrwaſſer transportirte. Die Leute waren wie aus der Tüte. Keine Spur von Angſt vor der vorausſichtlich zu erwartenden Uebermacht. Die lang zurückgedrängte Kampfbegier brannte ihnen in allen Adern. Vergnügt ließ Süßmilch den martialiſchen Kinnbart durch die Finger gleiten, während er die Hurtigen noch immer mehr anfeuerte.

Heia benahm ſich, wie ein Führer in ſolcher Lage ſich benehmen muß. Er war äußerlich ganz Ruhe, ein Fels im brandenden Meer der Erregung. Innerlich freilich pochte das junge, unerfahrene Herz heftig gegen die Rippen.

Damit die Riemen kein Geräuſch machten, hatte er ſie fürſorglich mit Segeltuch umwickeln laſſen.

So, nun war alles fertig, und alle ſchwangen ſich in das Boot.

Wie das Waſſer an dem dahinhuſchenden Boot rauſchte, wie der Nachtwind klagte, und wie hörbar der Athem der Männer durch die Stille drang! — Horch, da plätſcherte es! — Wohl nur ein Seehund. — Weiter, weiter!

Heia verbannte alle ſentimentalen Gedanken an die Vergangenheit und Zukunft und bohrte den Feldherrnblick in die Gegenwart. Eines nur hätte er ſich jetzt gewünſcht: ſeinen kleinen Hans bei ſich zu haben, um mit ihm den Lorbeer zu theilen oder Seite an Seite mit ihm zu ſterben!

Bald war der ſchmale Waſſerarm durchſchnitten; feierlich, todesbang reckte ſich die ſchwarze Maſſe der Kuff dicht vor ihnen in den Nachthimmel.

„Riemen ein!“ befahl Heia, und gleich danach ſtieß das Boot gegen das Watt.

Bei dem Eifer der herausſpringenden Leute klirrten die Waffen.

„Ruhig, ruhig!“ mahnte Heia.

„Olle Kameele!“ ziſchte Süßmilch.

Die Tapferen vertheilten ſich und ſchoben ſich auf dem Bauch durch den Schlick vorwärts. So wurde die Kuff umzingelt, ohne daß der Feind das Geringſte von dem furchtbaren Verhängniß, das ſich ihm nahte, zu merken ſchien.

„Halt!“ tönte es dann leiſe.

Süßmilch kroch zu Heia und machte den Vorſchlag, erſt das abſeits befindliche große Boot anzubohren, damit der Franzmann jeden Fluchtmittels beraubt ſei.

Aber Heias guter Genius ließ ihn erwidern: „Iſt nicht nöthig, das liegt ja noch ein Rieſenende ab, und jetzt iſt jede Sekunde koſtbar! — Vorwärts!“

Alle hatten die Kuff erreicht, richteten ſich empor und ſtanden nun mit ſchußfertig übergehängten

Büchſen und gelockerten Entermeſſern da und — — ſchnüffelten.

Ja, ſchnüffeln thaten ſie alle ohne Ausnahme.

„Donnerwetter, man merkt doch gleich, dat det keen deutſches Schiff is!“ brummte Süßmilch in den Bart.

Heia gab das Zeichen zum Entern.

Katzenartig glitten die wackeren Burſchen an den Bordwänden empor.

Heia war der erſte auf dem gänzlich verödeten Deck.

Ha, die Ueberrumpelung war glänzend gelungen!

Und man hatte ſich nicht getäuſcht! Ein theils ſägenartiges, theils gurgelndes, theils dumpf orkanartiges Geräuſch quoll aus dem Bauche des Schiffes; es wimmelte jedenfalls darin von Feinden, die, wahrſcheinlich von Strapazen erſchöpft, noch feſt ſchliefen.

„Herrgott von Bensheim, det ſind keene ſchlechten Aeſte, die die Kerls abſägen!“ flüſterte Süßmilch. „So weit hätten wir ihr ja un; aber wat nu weiter, Herr Kadett?“

Heia durchzuckte das frohe Gefühl, daß er sein großes Ziel vielleicht ohne Blutvergießen erreichen könne. „Alle Luken vorsichtig zuschieben, und dann schwere Gegenstände darauf!“ ordnete er an.

Schnell war dies geschehen. Famos! Jetzt saßen die Franzosen rettungslos in der Falle!

Allein, man hatte diesen schneidigen Handstreich doch nicht ausgeführt, um bis zum Morgen den gesunden Schlaf des Feindes zu bewachen. Schlechterdings mußte seine fatale Situation ihm bekannt gegeben werden.

Heia begab sich mit gespanntem Revolver an die kleine Luke, die zur Kajüte hinabführte, wo vermuthlich die Herren Vorgesetzten schlummerten.

„Messieurs, vous êtes captifs! Rendez-vous!“ schallte es fest hinunter.

Keine Antwort.

„Vous êtes captifs, Messieurs!“

Schweigen nach wie vor.

„Kommen Sie, Süßmilch, wir müssen hinunter!“ sagte der kühne Heia.

„Aber ſo ganz ins Duſter?“ fragte Süßmilch etwas zögernd.

„Ich habe Streichhölzer bei mir. En avant!“

Unten ſtrich er ein Hölzchen an. Bei der auf-flackernden Flamme ſah er vor ſich auf der Bank einen Menſchen in Marineuniform liegen. Der muthige Heia war nun ſchon ganz im Franzöſiſchen drin. „Parbleu, Monsieur, rendez-vous!“ rief er mit ſtarker Stimme und griff nach dem Kragen des Liegenden, wobei das Streichholz erloſch.

Im nämlichen Moment fühlte er ſich an die Kehle gepackt und an die Wand geworfen. Der Re-volver entfiel ihm, ſich krachend entladend. Er wollte den Dolch ziehen, aber dieſer hatte bereits zu loſe geſeſſen und war aus der Scheide gerutſcht.

Süßmilch hörte nur das wilde Ringen und Aechzen und wagte nicht, aus Furcht, ſeinen Anführer zu treffen, von ſeiner Schußwaffe Gebrauch zu machen. Wie er noch eine Sekunde ſo ſchwankte, in welcher Weiſe er dem bedrängten Heia am beſten beiſpringen könne, ward er plötzlich ſelbſt niedergeriſſen. Es war ihm, als ob ein paar ſchwere Säcke über ihn herſtürzten,

und dann traf ihn ein Hagel von wuchtigen Hieben, so daß er nahe daran war, die Besinnung zu verlieren, und weder Zeit noch Gelegenheit fand, sich anders als mit seinen Händen zu wehren.

Die Matrosen oben hatten den Schuß und den tollen Spektakel aus dem engen Loche vernommen. Glücklicherweise war inzwischen die Topplaterne gefunden und entzündet worden. Mit dieser drangen sie jetzt hinunter.

Ein überwältigender Anblick bot sich ihnen dar:

Auf dem Boden wälzten sich vier Menschen. Zwei, wie ein Paar verbissener Kater, dann der eine oben, dann der andere; und in der Ecke daneben einer unten, und zwei, ein Mann und eine Frau, über ihm, die unbarmherzig auf den unten Liegenden losdroschen.

Starr standen die Matrosen noch da, als die beiden ersten voneinander abließen und sich, von den sanften Strahlen der Laterne beleuchtet, ins Auge stierten.

Ein Doppelruf ertönte.

„Hei . . . Hei . . . Heia!!“ — — „Hans . . . Du!!“

Sie ſetzten ſich halb auf wie zwei Känguruhs und ſtierten ſich noch immer faſſungslos an, die Haare zerzauſt, das Zeug aufgeriſſen, Kragen und Krawatte teils herunterhängend, teils fort, während das Blut aus der zerſchundenen Haut und den zerhämmerten Naſen floß.

„Donnerwetter noch 'nmal, das iſt 'ne ſchöne Geſchichte! Ich dachte, Du wärſt ein Franzoſe, Hans!“

„Ja Donnerwetter noch 'umal, wo kommſt Du denn her, Heia? Ich dachte, Du wärſt auch einer!“

Und dann erfolgte die Aufklärung. —

Weniger harmoniſch als dieſe Auseinanderſetzung ſchloß die in der anderen Ecke.

Dort ſtand Süßmilch bei Beleuchtung des Schauplatzes in Begriff, Oberwaſſer zu erhalten. In blinder Kampfeshitze befand er ſich noch immer im Wahn, es mit Franzoſen zu thun zu haben. „Warte, ick werd' euch Franktireurbande lehren, einen preuß'ſchen Unteroffizier zu vertobacken!“ ſchrie er grimmig und wollte ſich juſt mit dem Reſte ſeiner Kräfte

gebührend an dem Ehepaar Goritzen revanchiren, als — eine hohe Gestalt die vor dem Kajüteneingang sich stauenden Matrosen beiseite stieß und eine, der ganzen bewaffneten Macht wohlbekannte, gewaltige Stimme in den engen Raum hineindonnerte:

„Zum Teufel, was geht denn hier vor!“

Tiefes Schweigen, wie nach einem vorübergerasten Tornado folgte.

Hans und Heia standen wie die Kerzen. Süßmilchs erhobene Faust sank unverrichteter Dinge nieder, worauf der ‚Schiffer und siene Fru‘ ihn schleunigst abschüttelten.

„Melde gehorsamst, Herr Kapitän, daß ich diese im verbotenen Fahrwasser betroffene holländische Kuff ‚Antje von Groningen‘ mit Beschlag belegt habe.“

Darauf trat auch Heia einen Schritt vor und schlug die Hacken zusammen.

„Melde gehorsamst, daß ich das verdächtige Schiff ebenfalls wahrnahm und die Beschlagnahme thatkräftigst unterstützen zu müssen glaubte.“

„Wobei es ja allerdings sehr ‚thatkräftig‘ hergegangen zu sein scheint,“ ergänzte der Kommandant

Sr. Majeſtät Panzerfregatte „Albrecht Achilles“, indem er ſeine erfolgreichen Aſpiranten von oben bis unten muſterte.

Hans und Heia ſchauten ſich verſtohlen an und ſenkten die Köpfe.

„Wie kamen Sie denn zu dieſem Streich?“ fuhr der Geſtrenge, ſich ſpeziell an den kleinen Hans wendend, fort: „Die halbe Nacht haben wir mit allen Booten nach Ihnen das Fahrwaſſer abgeſucht. Haben Sie die Depeſche beſorgt?“

„Zu Befehl, nein, Herr Kapitän! Ich bin bereits bei der Hinfahrt im Nebel feſtgekommen.“

„Dachte mir's ſchon! Natürlich Allotria im Kopf gehabt, nicht auf den Kurs gepaßt! he? — Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß die Depeſche inzwiſchen gegenſtandslos geworden iſt!“

Darauf hielt Pieter Goritzen es für geeignet, das Wort zu ergreifen.

Aber der Kapitän ließ ihn gar nicht erſt anfangen. „Warten Sie, bis Sie gefragt ſind, Mann!“ herrſchte er ihn an. „Ich werde Sie lehren, hier

Ihren Käſe ſpazieren zu fahren und der Staatsgewalt Widerſtand entgegenzuſetzen!“

Pieter Goritzen knickte vor dieſer Löwenſtimme und dieſen rollenden Augen wortlos zuſammen.

„Na, und Sie?“ kehrte der Kapitän ſich nun zu Heia. „Es iſt merkwürdig, wie Sie beiden edlen Seelen ſich immer finden! — Uebrigens — haben Sie beide Ihre Pflicht gethan. Soll anerkannt werden. Nur das Herumbalgen mit dem renitenten Schiffer hätten Sie zwei und der Süßmilch wohl den Matroſen überlaſſen können! Unbeſonnene Schneidigkeit das! Jetzt aber rücken Sie ab!“

Unſere Helden drückten einander erleichtert die Hände, und dann ſah Hans ſich nach ſeinen Leuten um. O, herrlicher Genever! Da lagen ſie noch alle wohl eingeſperrt, ſchnarchend auf der Käſeladung und hatten keine Ahnung davon, daß ſie als Franzoſen gefangen genommen geweſen waren! — Hans brachte ſie energiſch auf die Beine. —

Als die flott gewordene Pinnaß endlich wieder heimwärts ſchwamm, fragte der kleine Hans, wie beiläufig: „Brettfoot, haben Sie etwa gedacht, daß

ich wirklich gedacht hätte, daß die olle Kuff Franzoſen an Bord gehabt hätte?“

„I bewahre, Herr Kadett!“ ſagte Brettfoot treuherzig.

„Sie ſind ein verſtändiger Mann, Brettfoot,“ entgegnete der kleine Hans. „Laſſen Sie ſich auf mein Konto vom Kadettenſteward eine Flaſche Rothſpohn geben.“ —

„Herr Kadett,“ meinte Süßmilch, wie er ſich anſchickte, die „Antje von Groningen“ im Morgengrauen nach Wilhelmshaven zu eskortiren, „es wird wohl beſſer ſint, wenn wir die ganze Franzoſengeſchichte für uns behalten; unſern Kerls will ick det Maul ſchon ſtoppen, wenn Herr Kadett ein Uebriges thun wollen.“

Dieſer Vorſchlag kam Heias Intentionen wunderbar entgegen; als guter Geſchäftsmann warf er jedoch hin: „Hm, und auch von der Keile, die Sie ....“

„Die bleibt natürlich ooch unter uns, Herr Kadett!“ — —

Fünfundzwanzig Jahre ſind verſtrichen, ſeitdem die vorſtehende, wahrheitsgetreu berichtete Geſchichte

paſſirt iſt. Hier kommt ſie zum erſtenmale an die Oeffentlichkeit und zwar — wie wir die Ehre haben, hinzuzufügen — unter ausdrücklicher Zuſtimmung von Kapitän Hans und Kapitän Heia.

Ob er mich noch kennt?

Sie hatten es sich nie gesagt, daß sie sich lieb hätten, geschweige denn anderen. Sie waren ja fast noch Kinder gewesen.

Er hatte ihr wohl 'mal einen Stuten[1]) geschenkt, von dem sie ihn dann wieder mit seinen weißen Zähnen abbeißen ließ, und von seiner ersten Reise als Decksjunge brachte er ihr eine Korallenzacke aus Barbados mit.

Aber in seltsamer Weise angesehen hatten sie sich manchmal, besonders als er das letzte Mal fortging.

Das war lange her. Drei Jahre und drei Monate! — Gestern Abend war der Schutenführer[2]) Boysen gekommen. Die ‚Eos' sei hereingeschleppt; sie liege hinter'm Amerika-Quai auf dem Strom.

[1]) kuchenartiges Gebäck. — [2]) Führer eines Lastfahrzeuges. —

Klirrend war Lenas Meſſer in die irdene Schüſſel gefallen, über die ſie Kartoffeln ſchälte.

In der Nacht hatte ſie unruhig geſchlafen. Unaufhörlich hatte ſie ſich im Halbſchlummer mit der Frage gequält: „Wat he mi wull noch kennen deiht[1])?“

Am nächſten Tage regnete es. Das heißt, es regnete nicht gerade in ſtarken Tropfen, es ‚fiſſelte‘ ſo vom Himmel herunter, wie man ſagt.

Um elf Uhr mahnte die Mutter ſcheltend: „Deern[2]), wat ſteihſt' hüt[3]) ſo lang vör'n Spegel! Bring Vadder dat Eten gau hendal[4]) na'n Dovenfleet[5]).“

Als Lena in der Thür noch einmal den Korb niederſetzte, um ſich aufzuſchürzen, fragte ſie aus ihrer gebückten, weggewandten Stellung: „Mudder, wat Bernhard mi wull noch kennt?“

„Dummes Tüg! So'n langen Staken[6]), als Du worn büſt, kennt keen Een wedder!“

Und murrend ſtieß ſie die hochgeaderten, faltigen Arme bis zum Ellenbogen in die Waſchbalje, daß der Seifenſchaum über den Rand ſpritzte.

---

[1]) thut. — [2]) Mädchen (Dirne). — [3]) ſtehſt Du heute. — [4]) raſch herunter. — [5]) Fleet — ſchmaler Kanal. — [6]) Stange.

Lena ging haſtigen Schrittes durch die ſchmutzigen, dumpfig-trüben Straßen dem Hafen zu.

Die Pferdebahnwagen arbeiteten ſich mit Vorſpann den Berg hinauf. Die im Sattel der Vorſpannpferde ihre kurze Peitſche ſchwenkenden Jungen trugen gelbes Oelzeug und Südweſter, wie Seeleute. Mit naßglänzenden Regenſchirmen drängten ſich die Menſchen auf den engen Trottoirs an einander vorüber.

Lena beſaß keinen Schirm. Der Waſſerſtaub perlte in ihrem wirren, dichten Haare; dann und wann klatſchte ein ſchwerer Tropfen von einem hochgereckten Schirm oder von einem Dach auf ihren Scheitel.

In dichtgeſchloſſenen, faſt geräuſchloſen Equipagen glitten reiche Leute vorbei. Sie fuhren wohl zur Börſe.

Das ſchlanke Mädchen in dem dünnen, ſchmutzbeſpritzten ſchwarzen Kleide, mit dem dünnen, ſchwarzen Tuch über der durchgeſtoßenen Tricot-Taille, beneidete ſie nicht. Die rothe Hand, die, den Henkel des Deckelkorbes umſpannend, unter den Tuchfranſen her-

vorſah, war naß und kalt; ſie merkte es nicht. Ihre graublauen Augen lugten weltverloren gerade aus.

„Wat he mi wull noch kennen deiht?“

Im Fleet war Ebbe. Die Schute, aus welcher der Vater Maisſäcke heraustrug, lag auf dem fetten, ſchwarzen Mudd[1]). Nur in der Mitte des Fleetbodens floß ein träges, ſchmutziges Rinnſal. Die düſteren, uralten, mit den Giebel-Stockwerken vorgebauten Speicher und Komptoir-Gebäude ſchienen den Regennebel förmlich zwiſchen ſich einzuklemmen. Hinter manchen Scheiben glimmte trotz des Mittags Lampenlicht. Melancholiſch plätſcherte Spülwaſſer aus den Goſſen an Hauswänden herunter zu den Scherben, Korbgeflecht-Reſten und ſonſtigen Schätzen, die halb vergraben im Schlamme lagen.

Der Vater ſetzte ſich auf einen vollen Sack, legte einen leeren um die Schultern und begann zufrieden die Reisſuppe nebſt dem Stück Fleiſch zu verzehren.

Lena lehnte ſich an das getheerte Geländer der morſchen Fleet-Treppe. Ernſthaft ſah ſie ihm zu.

„Heſt Du de Supp kakt[2]), Lena?“

---

[1]) Moraſt. — [2]) gekocht. —

„Ja.“

„Dat heſt Du good makt, Deern!“

Lenas Augen leuchteten auf. Das Loben war ſonſt in der Familie nicht Mode. Aber ſie ſagte nichts.

Es ſchmeckte dem ſtarken Manne ſo gut, daß für die Tochter kein Reſt übrig blieb, worauf eigentlich gerechnet war. Seit dem Stück Schwarzbrot zum Kaffee heute früh hatte ſie noch nicht einen Happen im Leibe. Aber ſie ſagte wieder nichts.

Zum Nachtiſch erquickte ſich der Alte mit einem gehörigen Zug aus ſeiner flachen, grünlichen Glasflaſche und einem Spiral-Ende pechſchwarzen Rolltabaks.

Lena konnte nun gehen. Ihre im Vergleich zu der hochaufgeſchoſſenen Figur und den ausgearbeiteten Händen auffallend kleinen und nett beſchuhten Füße waren auch ſchon recht unruhig über den ſchlüpfrigen Stufenrand hin und her geglitten.

Sie ſchien noch etwas auf dem Herzen zu haben; endlich rückte ſie, am Korbdeckel ſchiebend, damit heraus.

„Vadder, wat Bernhard mi wull noch kennt?“

„Snack! Wat geiht[1]) Di Bernhard an? De kann anner Wiwers hebben[2]), as Di!“

Ein tiefes Roth überflog einen Augenblick Lenas Geſicht. Unſicher erwiderte ſie:

„Dat weet[3]) ick! Ick meen man blot, wat he mi wull noch kennen deiht?“

„Döskopp[4]), weet ick dat?“

Mit dieſer rauhen Gegenfrage war ſie entlaſſen.

Aber ſie begab ſich nicht nach Hauſe, obſchon ihr der Magen knurrte; ſie ließ auch die Bäckerläden unbeachtet, trotzdem ſie noch ein Zwanzig-Pfennigſtück beſaß.

Den Korb jetzt über'n Arm gehängt, die Hände in die vorderen Enden des Umſchlagetuches gewickelt, rannte ſie mehr, als ſie ging, zum Anlegeplatz der grünen Hafendampfer.

Bald ſtand ſie am Buge des den Amerika-Quai anlaufenden Fahrzeugs. Das Tuch blähte ſich im Winde, die naſſen Franſen und die zerzauſten Kopf-

---

[1]) geht. — [2]) andere Weiber haben. — [3]) weiß. — [4]) Dummkopf.

haare wehten nach rückwärts. Ihr war es einerlei. Vorn ſtand ſie und vorn blieb ſie!

In unruhiger Bewegung, mächtigen Schaum aufwerfend, ſchraubte ſich der Dampfer durch die heute hochgehenden Wogen des breiten, gelben Stromes. Zahlreiche ähnliche Fahrzeuge tanzten entgegen, vollgeſtopft mit Arbeitern und Angeſtellten, die zur Mittagszeit von den Quais und Werften nach der Stadt wollten. Alle dieſe Fähren machten viel dumpfen und heulenden Lärm mit ihren Signal-Pfeifen.

Lange, lange Reihen von hintereinander vertauten See-Dampfſchiffen wurden paſſirt. Koloſſe aus den verſchiedenſten Ländern. Wenn man d'ran vorbeifuhr, mußte man den Kopf in den Nacken legen, um zu dem hochragenden Bord hinaufſchauen zu können. Einige qualmten gehörig; die wollten gewiß wieder in See gehen.

Aber die Dampfer kümmerten Lena ſelbſt bei dieſer ihrer erſten Fahrt über den Strom herzlich wenig. Ihre Blicke ſchweiften nur immer nach dem Segelſchiff-Hafen hinüber, dort hinter dem Amerika-Quai.

Nun war ſie am Quai, nun wanderte ſie an ihm entlang, weit, weit einwärts, wo keine Waren-ſchuppen und Dampfkrähne mehr ſtanden, wo ſchon das grüne Marſchland ſichtbar ward und die große Eiſenbahn-Brücke mit ihren kühngeſchwungenen Bogen.

Dort vor ihr, leider zu weit ab, um die goldenen Namens-Buchſtaben enträthſeln zu können, ragte ein förmliches Maſten- und Raaengewirr in den Himmel. Schiff an Schiff, und Schiff hinter Schiff lagen ſie verankert da. Vollſchiffe und Barks, Briggs und Schooner, weiß und ſchwarz, blau, grün und ſogar roth geſtrichen. Hier ſollte auch die ‚Fos‘ liegen, hatte Boyſen geſagt. Aber wo? Daß es eine Bark ſei, wußte Lena. Weiter auch nichts.

Sie erkundigte ſich mehrfach bei Arbeitern und bei Leuten, die in Jollen von den Schiffen kamen. Niemand konnte ihr Auskunft ertheilen. Einige meinten, die ‚Fos‘ ſei überhaupt noch nicht da.

Da ſtand ſie nun nach langem Umherpilgern müde und ſehnſüchtig auf den Granit-Quadern, in deren Vertiefungen ſich überall Waſſerlachen gebildet hatten. Der Regen fuhr, vom Winde gepeitſcht, in

ſchrägem Strich herunter. Lena war ſchon vollſtändig durchnäßt; eigentlich war es zwecklos, ſich das Tuch, wie ſie es that, noch über den Kopf zu ziehen.

Ueberhaupt, was wollte ſie hier? Ihn ſehen, wo ſie nicht einmal ſein Schiff wußte? Wo ſie kein Geld hatte, um ſich in einer Jolle hinüberſetzen zu laſſen, ſelbſt wenn ſie jenes noch herausfände, und ſchließlich, wo ſie kaum wagen durfte, an Bord zu gehen, denn — er würde ſie wohl nicht mehr kennen!

Ein Unſinn war's! Kindiſch war's! Und dennoch! Sie vermochte ſich nicht loszureißen. Sie fror auch gar nicht, obſchon ſie zitterte. Naß war ſie nun doch einmal, Schelte kriegte ſie nun doch einmal und Abendbrod erſt, wenn der Vater nach Hauſe käme.

Nun wollte ſie bis hundert zählen und dann ganz gewiß gehen! Sie zählte allerdings; allein die Neunziger waren immer zögernder zu Ende gekommen und — ſie blieb.

Das klitſchige Zeug lag dicht um ihre feine Geſtalt. Das ſchmale Geſicht ſchaute doppelt weiß

und verfroren aus dem ſchwarzen Tuche, die Schatten unter den Augen traten ſtärker hervor. Ueber den Schatten aber glänzte es wie Feuer.

Endlich mußte doch geſchieden ſein!

Langſam wandelte ſie den Quai entlang zurück, die Blicke unabläſſig auf die Schiffe geheftet.

Dann blieb ſie wiederum ſtehen und verſuchte noch einmal, zum allerletzten Mal, bis fünfhundert zu zählen; vielleicht kam doch noch einer, der ihr die ‚Eos‘ zeigen konnte. Schon bei fünfzig herum wußte ſie nicht mehr, wo ſie ſei, denn trockenes Zählen und fliegende Gedanken, das vereinigt ſich ſchlecht.

Und mit einem Male bekam ſie einen furchtbaren Schreck.

Nichts hatte ſie vorher gehört, als von hinten ein paar grobe, naſſe Hände ihre Augen verdunkelnd umklammerten.

„Wat ſchall[1]) dat!“ rief ſie empört und griff nach den derb ſpaßenden Händen, die einem übermüthigen Quai-Arbeiter gehören mußten.

---

[1]) ſoll.

Keine Antwort. Nur ein Lachen. Gleichzeitig fühlte sie sich gegen die Knöpfe eines feuchten Jackets gedrückt.

„Wer ist dat? Lat mi los oder ick schrie!“ rief sie, sich ganz unbändig windend und an den merklich nach Theer riechenden Fingern zerrend.

Da ward es licht um sie und gleichzeitig wieder dunkel, denn ein bärtiges Männergesicht hatte sich auf das ihre gedrückt und ein Paar Lippen preßten sich dergestalt auf die ihrigen, daß ihr das Schreien von selbst verging.

So wenig sie in dem einen Moment gesehen, es war genug gewesen! Ein wonniges Bewußtsein durchrauschte sie.

„Lena, mien leev Lena, ick bün dat ja, wees[1]) doch ni so wild, Deern!“

„Bernhard, Du? O mien Gott, Du? Ick kannt ni glöven[2])!“

„Un ick ok ni! Deern, wat büst Du grot worn, mien lüttje, natte Katt[3]) Du!“

„Ja, wat — ick verstah dat noch gornich! Wo kümmst Du denn so mit en Mal her?!“

---

[1]) sei. — [2]) glauben. — [3]) kleine, nasse Katze.

„Vun't Schipp, mien Deern! Dor neern[1]) liggt dat! Du ſtünſt ja meiſt[2]) en halv Stünn[3]) dorvör! Ick dach wull, dat Du mi ſöken dehſt[4]) un dat het mi bannig[5]) vergnögt makt! Aber ſehen heſt mi ni, un ropen dörft ick ni[6]), un dor heff ick den Stüermann üm Vörleev berrt[7]), dat ick mal en Minuteuer tein[8]) an Land gahn künn. Un dor bin ick Di nahlopen[9]), un wil Du ſo in Dien Gedanken wärſt, makt ick mi den lüttjen Spaß, Di to verſehren[10]), un nu, — nu heff ick mien lüttje, ſöte Vrut[11]), up de ick ſiet Johr und Dag luurt[12]) heff!“

Lenas Augen ſchwammen in Thränen, ſie wollte den Nacken des großen Kerls gar nicht loslaſſen; ihr Korb war ſeitwärts in eine Lache gerollt.

„Bernhard un ick dach all[13]), dat Du mi wull gornich mehr kennen dehſt, wenn Du mi wedder to ſehn kreegſt[14])!“

„Deern, ick Di ni wedder kennen?! Wat lang

---

[1]) unten. — [2]) ſtandeſt ja faſt. — [3]) Stunde. — [4]) ſuchen thäteſt. — [5]) ungeheuer. — [6]) rufen durfte ich nicht. — [7]) hab' ich — um Erlaubniß gebeten. — [8]) zehn. — [9]) nachgelaufen. — [10]) erſchrecken. — [11]) ſüße Braut. — [12]) gelauert. — [13]) ſchon. — [14]) kriegteſt.

büſt Du worn und noch ſmucker; aber all[1]), wat Du ſo an mi üm Di heſt, ſitt mi deep in't Hart[2]) ſiet unſ' Kinnertied. Lena, Di harr[3]) ick wedder kennt, un wenn Du in düſtere Nacht up'n flegen' Holländer bi mi vörbiſuſt[4]) wärſt!"

Der Regen goß jetzt in Strömen herunter. Die Flamme aber, die in dieſen beiden Herzen brannte, hätte kein Unwetter der Welt auszulöſchen vermocht.

---

[1]) hier = alles. — [2]) tief im Herzen. — [3]) hätte. — [4]) vorbeigeſauſt.

In demſelben Verlag iſt erſchienen:

Schiff ahoy!

Geſchichten und Bilder aus allen Meeren
von Friedrich Meiſter.
Geheftet 2 Mark. Gebunden 3 Mark.

Man muß ſchon ein Stückchen Sonntagskind ſein, wenn man unter den Wagenladungen neuer Roman- und Novellenbände etwas wirklich Gutes, Originales herausfinden ſoll. Verdienſt iſt dabei nicht, der blinde Zufall waltet nur zu oft. Und das iſt ſchade, denn manches treffliche Werk geht in der Fluth des Mittelgutes unter. Seegeſchichten, gute und ſchlechte, von berufener und unberufener Feder, giebt es eine ſolche Maſſe, daß es auf einen Band mehr oder weniger nicht ankommt. Dank dem Zufall wurde aus den Berufenen ein Auserwählter hervorgezogen. Nach Kürſchners Literaturkalender iſt Friedrich Meiſter am 28. Juli fünfundfünfzig Jahre alt geweſen; ſein erſtes Buch aber hat er vor beiläufig fünf Jahren geſchrieben, er iſt alſo ein Spätling unter den Schriftſtellern, aber einer, der ſchnell und kräftig aufgeſchoſſen iſt.

Berliner Tageblatt.

Die Seenovelle iſt Friedrich Meiſters eigenſtes Gebiet; er hat auf dieſem eine Höhe und Eigenart erreicht — erſt mit dieſem, dem vorliegenden Buche erreicht, — die ihn ganz iſoliren. Das iſt nicht

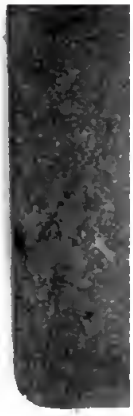
mehr die mit kluger Berechnung auf die Wirkung ausgesonnene Novelle, sondern das der Wirklichkeit von einem höchst Berufenen nacherzählte Geschehniß. Das Meer rauscht in diesen Geschichten, sein salziger Athem umfängt den Leser, und aus jeder Zeile spricht die lebendige, wenig verstandene und selten richtig geschilderte Natur des Seemanns. Friedrich Meister kennt die Sonnenseite des Seemannsgemüths und die Schattenseiten des Seelebens, er kennt die Eigenthümlichkeiten ferner Zonen, tief hat er über die nautischen Verhältnisse im Lichte der modernen Zeit nachgedacht, und zu Allem ist er ein glänzender Erzähler, der sein reiches Wissen auf diesem Gebiete so zu vertheilen weiß, daß es den Leser nicht beschwert. **Hamburger Fremdenblatt.**

Klar zum Wenden!

Seegeschichten und nautische Skizzen
von Friedrich Meister.
Geheftet 2 Mark. Gebunden 3 Mark.

Friedrich Meisters Domäne ist die Seegeschichte, und er hat in diesem Genre auch schon, wie vor Kurzem noch mit seiner Novellensammlung „Schiff ahoy!“ manch' schönen Erfolg errungen. Er ist kein geistreicher Feuilletonist, der uns einige hübsche Geschichtchen von unglaublichen Seeschlangen oder von der schlimmen Seekrankheit vorzaubert, er geräth auch nie in das Fahrwasser der reichentwickelten, mit den

Effekten des Wunderbaren und Schaurigen arbeitenden Kolportageliteratur; er hält sich vielmehr, und darin besteht der Hauptvorzug seines neuesten Buches, stets an die lebensvolle Wirklichkeit, er schildert am liebsten das, was er aus eigenster Erfahrung kennt, und der Eindruck unmittelbarer Anschaulichkeit theilt sich auch sofort dem Leser mit. Berichtet er fremde Erlebnisse, so hat er nur die zuverlässigsten Gewährsmänner und weiß dadurch noch eine besonders charakteristische Wirkung zu erzielen, daß er sie in ihrer urwüchsigen Seemannssprache reden läßt. An die der Landratte ungeläufigen Fachausdrücke gewöhnt man sich bald, ja sie verleihen, sobald man sich etwas eingelesen hat, dem klaren, markigen Stil einen ganz eigenartigen Reiz. Am interessantesten sind jedenfalls die naturgetreuen und anschaulichen Schilderungen, die er von unserer Nordsee, ihren Naturschönheiten und dem Leben und Treiben ihrer Anwohner entwirft. Das harte Loos des Nordseefischers, das kennen zu lernen der Verfasser keine Mühe und Gefahr scheute, hat vielleicht noch Keiner vor ihm mit so ergreifender Lebenswahrheit dargestellt

Leipziger Zeitung.

Dieser zweite Theil der deutschen Seegeschichten zeigt wieder das Talent Meisters, das Leben und Treiben der Theerjacken anschaulich zu beschreiben. Da in jeder der kleinen Geschichten noch ein Kern tief sittlichen Ernstes hineingeflochten ist, von zum Theil ergreifender Naturwahrheit, so sei dies Büchlein allen Freunden der Wasserkante angelegentlich empfohlen. **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.**